Volksbücher 11.

Von

Weißenburg bis Sedan.

Kriegserinnerungen

eines

freiwilligen Sanitäters.

Von

Theodor Hoffmann.

Karlsruhe.
Evangelischer Schriftenverein.
1890.

Sammlung

Von
Weißenburg bis Sedan.

Kriegserinnerungen
eines
freiwilligen Sanitäters.

Von

Theodor Hoffmann.

Karlsruhe.
Evangelischer Schriftenverein für Baden.
1890.

A

1. Kapitel:
Bis Weißenburg.

Zwanzig Jahre schon — wie eilt die Zeit dahin — sind seit dem großen Kriege verflossen, aus dessen blutiger Saat eine so herrliche Ernte für unser liebes deutsches Vaterland erwuchs, seine von so viel Tausenden lang und heiß ersehnte Einigung. Festgefügt hat sich sein neuer Bau bisher erwiesen, trotz mannigfacher innerer Kämpfe, und festgefügt wird er sich, will's Gott, auch weiterhin noch zeigen. Wir freuen uns des starken Schutzwalls seiner Armee, der Achtung, die der deutsche Name im Auslande jetzt genießt, und des thatkräftigen Lebens und Strebens, das sich auf den verschiedensten Gebieten entwickelt hat, und wünschen nur mit Gerock dem neuen Reiche

— — — — den alten Glauben,
In diesem Zeichen siegen wir.
Frisch auf, mein Volk, auf allen Bahnen
Entrolle kühn der Zukunft Fahnen,
Doch Christus bleib' das Reichspanier!

Zwei Jahrzehnte sind's nun seit jenem Krieg. Da wandern sicherlich gar Vieler Gedanken zurück in das Jahr 1870, das wohl Unzähligen viel Schmerz und Leid gebracht, das aber auch reich war wie wenige in der Geschichte unseres Vaterlands an Heldenthaten und Triumphen deutscher Tapferkeit und Kriegskunst, an Siegesjubel und patriotischem Hochgefühl. Und — das dürfen wir wohl sagen — es war auch reich an Gebeten und reich namentlich an dienender, opfer-

williger Liebe, die, aus dem christlichen Glauben erwachsen, sich aufmachte, die Wunden zu heilen und das furchtbare Elend des Krieges zu lindern.

Die Freude des Christen an den siegreichen Schlachten und an der Niederschmetterung der feindlichen Armeen wäre doch eine getrübte, wenn nicht die Samariterliebe — mit ihrem Feldzeichen, dem rothen Kreuze, hindeutend auf ihren Ursprung am Kreuze des Erlösers — auch mit auf den Schlachtfeldern gewesen wäre und in den Lazarethen ihr stilles mildes Werk verrichtet hätte. Auf diesem Gebiete der freiwilligen Pflege verwundeter und erkrankter Krieger Anno 70 ein bischen mitzuarbeiten, war auch dem Schreiber dieses vergönnt. Und da auch in ihm im Laufe dieses Jahres die Erinnerung an die Kriegszeit auf's Neue erwachte, so kam ihm der Gedanke zur Feder zu greifen und von dem zu erzählen, was er auf seiner zu so friedlichem Zweck unternommenen Kriegsfahrt bis nach dem Tag von Sedan erlebte. Und sind's auch nur geringe und bescheidene Dinge, von denen er zu berichten weiß, so verleiht doch jene große Zeit auch dem Kleinen und Geringen einiges Interesse. — —

Das waren unruhige aufregende Tage im Monat Juli des Jahres 1870. Schreiber dieses befand sich damals als Student im schönen Bonn drunten am Rheine. Als da die ersten Kriegsgerüchte durch die Luft schwirrten, als die Kunde von Napoleon III. kam, der den Hohenzollernprinzen nicht auf den spanischen Thron lassen wollte, von der Kriegslust der französischen Kammer, von der Unverschämtheit des französischen Botschafters Benedetti gegen den König von Preußen, da standen die Collegiensäle verödet und die Bücher blieben noch mehr als sonst ihrem Schicksale überlassen. In Schaaren zogen die Studenten durch die Straßen und sammelten sich um die Depeschen, die an den Straßenecken angeschlagen wurden. Und über all die neuen Nachrichten wurde dann weidlich discutirt und

nach bekannter deutscher Studentensitte wurde beim „Kannegießen“ auch viel in die Kanne gestiegen. Studentenblut ist ja von jeher etwas leichter Art und liebt das Neue und Aufregende. Auch lag seit 1866 der Krieg in der Luft, man wußte, daß Frankreich darauf ausgehe, seinen Vorrang unter den Völkern, den es seit Preußens Erfolgen gefährdet sah, wieder zu erobern. Zudem stand im Gedächtniß der Deutschen noch manche böse Schuld der Welschen angekreidet, was Wunder, wenn da in den jugendlichen Gemüthern der Wunsch sich regte, es möge zum Losschlagen kommen. Man sah eben dabei nur die Heldenthaten, Siege und Lorbeeren des Krieges vor sich, seine Gräuel, Schrecken und all sein Elend blieben außer Acht.

So wurde denn auch die Nachricht von der Kriegserklärung mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. Fast die ganze Studentenschaft wogte in jener Nacht auf den Straßen umher. Die verschiedenen Korporationen, die sich sonst wie Hund und Katze gegenüberstanden, zogen friedlich vereint vor die Häuser des Rektors, des Geschichtsforschers Sybel und des Obersten der Bonner Königshusaren, die Herren wurden herausgetrommelt und mußten patriotische Reden halten, „Deutschland, Deutschland über Alles“ klang aus den Reihen und da und dort hörte man auch schon „Die Wacht am Rhein“. Und als bald darauf die Nachricht kam, daß der König von Bayern seine treue Bundesgenossenschaft für den Krieg erklärt habe, da widerfuhr mir, dem Süddeutschen, in dem Kreise norddeutscher Studenten, in dem ich verkehrte, viel unverdiente Ehre. Gehoben aber wurde die Begeisterung noch wesentlich durch das Bewußtsein, daß der Krieg uns Deutschen aufgedrungen war und er also unsererseits mit dem Gefühl vollen Rechtes geführt werden konnte.

Nun galt es heimzukommen, und das war nicht so leicht, da die Bahnen fast völlig schon vom Militär

in Beschlag genommen waren. Doch endlich fand sich ein Zug und in Begleitung eines eben erst verheiratheten jungen Reserveoffiziers, dem die rauhe Kriegshand bös in die Flitterwochen gefahren war und der nun mit etwas mißvergnügter Miene der ungewissen Zukunft entgegenfuhr, ging es den Rhein herauf. In Speyer begannen bald schon die Truppendurchzüge. Auf der Bahn kamen die Preußen vorüber, die zur III. Armee sich sammelten. Hunderte von zarten Händen streckten sich aus, die Krieger mit Speise und Trank zu erquicken, die lachend auf die Inschrift ihrer Waggons „Eilgut nach Paris" deuteten. Es war ja auch in der That Eilgut nach Paris, aber wie mancher von den Insassen hat den Rückweg nicht mehr gefunden.

Ueber die Rheinbrücke kamen die Bayern gezogen, in endlosen Reihen, Regiment um Regiment, defilirten sie vor ihrem Feldherrn, dem Kronprinzen von Preußen, vorüber, der mit seiner ritterlichen Gestalt, ruhig wie aus Erz gegossen und scharf die Truppen musternd, am Domgarten zu Pferde hielt. Mehrere Tage befand er sich ja mit seinem Hauptquartier in Speyer, der unvergeßliche Liebling des deutschen Volkes, der Held im Kampfe wie nachmals auf dem Schmerzenslager, und gewann sich auch hier durch seine Leutseligkeit die Herzen. In besonderer Erinnerung blieb sein Kirchgang am Sonntag, den 31. Juli, als er dort in der alten Dreifaltigkeitskirche unverwandten Blickes dem Prediger lauschte und so herzlich sein Lieblingslied „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen" mitsang. In jenen Tagen, in denen es mit bleierner Schwüle auf den Gemüthern lag, war es doch Vielen eine beruhigende Wahrnehmung, daß die deutschen Feldherrn den obersten Schlachtenlenker dort droben nicht vergaßen und auch seiner Hülfe begehrten.

Bald aber waren die Truppendurchmärsche vollzogen, der Kronprinz rückte mit seinem Stabe nach dem Kriegsschauplatze ab. Die Wetterwolken zogen immer

dunkler und drohender herauf — wo werden die Gewitter auf einander stoßen und sich entladen? Es hat doch damals manches gute Mütterchen im pfälzer Lande Sorge getragen, geeignete Plätzlein im Keller zu finden, wo sich allerlei Hausrath, den man nicht gern von welschen Händen angetastet sah, gut verbergen ließ, und wo unter Umständen die Hausgenossen selber ein schützend Unterkommen finden konnten. Frankreich hatte den Krieg erklärt, man glaubte es gewaltig gerüstet, Alles fertig bis auf den Gamaschenknopf, wie Le Boeuf sagte, und die Chassepots, Mitrailleusen und Turkos sandten eine etwas unheimliche Stimmung vor sich her, da ist's begreiflich, wenn Manche fürchteten, über den schönen, gesegneten Fluren unserer Pfalz würden sich die ersten und schwersten Kriegswetter entladen. Gott Lob, daß es anders kam. Der gallische Hahn hatte doch nicht früh genug gekräht, in Deutschland war man noch früher aufgestanden und jene Plätzlein in den Kellern konnten unbenützt bleiben.

Was aber sollten wir thun? So fragten wir, eine Anzahl Studenten, darunter mehrere der Theologie Beflissene. Unthätig zusehen? Nein. Wir stellten uns dem Rauhen Hause in Hamburg zur Verfügung, das sein Werk der inneren Mission auch auf die Schlachtfelder ausdehnen wollte und Sanitätscolonnen ausrüstete, bekamen aber die Antwort, uns an die in Erlangen gebildete Colonne anzuschließen. Allein, wozu in die Ferne schweifen, da das Gute so nahe lag? In Speyer selbst trat unter Leitung von Buchhändler L. ein Theil der Turnerschaft zusammen und bereitete sich für die Pflege verwundeter Krieger vor. Wir durften beitreten und nun gings unter der Leitung eines Arztes an ein fleißig Ueben im Anlegen von Nothverbänden und Transportiren mit den Bahren. Mit begreiflicher Spannung warteten wir dabei auf die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Ohren, die besser hören wollten als die anderer Leute, hatten freilich schon

längst etwas von Kanonendonner vernehmen wollen, aber sie hatten sich geirrt. Eines Abends jedoch, als wir eben zur Ruhe gegangen waren, kam unser Riegenführer und schlug mit gewaltiger Stimme vor unsern Fenstern Generalmarsch. Die erste Schlacht war geschlagen zu Weißenburg, das erste Blut geflossen, und Arbeit war für uns gekommen. Wir sollten ausrücken. Rasch waren ein paar Binden und Compressen, Charpie sammt etwas Weißzeug und einigen Lebensmitteln in ein Täschchen gesteckt und der Studentenplaid über die Sommerkleider gehängt — eine leichte Ausrüstung. Es sollte ja aber nur nach Weißenburg gehen; daß wir weiter nach Frankreich hinein kämen, daran dachte kaum Jemand. So schien die Ausrüstung zu genügen.

Auf Leiterwagen gings nun während der Nacht nach Landau und von dort am schönen, rebenreichen Vorgelände nach Bergzabern. Dort stießen wir auf die ersten Spuren der geschlagenen Schlacht. In der Kirche lagen eine Anzahl Verwundete, die man von Weißenburg herübergebracht hatte. Auf den Bänken und in den Gängen waren sie niedergelegt worden, geschäftig eilten Aerzte und Krankenwärter hin und her. Freilich waren es meist nur Verwundungen leichterer Art, die uns hier zu Gesicht kamen, auch die Zahl der Verwundeten nur eine geringe. Es bildete nur eine Vorbereitung auf die furchtbaren Anblicke, die sich uns in der Folge darbieten sollten. Doch war es ein eigenthümliches von Mitleid und Dank und Ehrfurcht gemischtes Gefühl, mit dem ich auf diese jungen Krieger hinschaute, die, vor wenigen Stunden noch voller Lebenskraft und Lebensfreude, jetzt so hülflos und voll Schmerzen dalagen, und das um Heimath und Heerdes und also auch um unsertwillen. Ja fürwahr die Verwundeten verdienten die opferwilligste und hingebendste Liebe!

In der Kirche selbst hatten wir keine Gelegenheit mehr, hülfreiche Hand zu bieten, nur an der Bahn konnten wir noch eine kurze Zeit mithelfen beim Ein-

laden von Verwundeten. Dann fuhren wir auf unsern Leiterwagen nach Weißenburg weiter. In dem Grenzorte N. sprang ich vom Wagen, um einen Augenblick nach den dortigen mir befreundeten Pfarrersleuten zu sehen. Aber wie sah's in dem sonst so friedlichen und gemüthlichen Landpfarrhause aus! Die Betten waren den Verwundeten eingeräumt worden, auch auf den Fußböden waren sie auf Stroh gelegt gewesen, die Aerzte hatten dort operirt, der ganze Hausrath war wie durcheinandergeschüttelt. In einem Nebenzimmer saß der schon seit Jahren kranke Pfarrherr, noch tief erschüttert von dem Getöse des nahen Kampfes und von der Angst, die ihn und die Seinigen erfüllt, und doch dankbar, daß sie so gnädig vorübergegangen. Ein kurzer Händedruck und ich mußte wieder scheiden. Flüchtig sah ich noch im Hofe in einer Pfütze einen amputirten Fuß liegen, in der geöffneten Scheuer den Leichnam eines bairischen Hauptmanns, halb mit Stroh bedeckt. Rasch eilte ich den Wagen nach, an bivouakirenden Truppen vorbei fuhren wir mit einem kräftigen Hurrah über die Grenze. Die zerstampften Felder auf beiden Seiten der Straße, zersplitterte Bäume und zerrissene Hopfengärten und Weinberge zeigten uns, daß wir uns schon auf dem Schlachtfelde befanden, und bald passirten wir das zerschossene Thor von Weißenburg.

Kaum waren wir hier auf den von Soldaten wimmelnden Straßen angekommen, als ein alter Herr in preußischer Offiziersuniform herbeikam, sich als Ritter des Johanniterordens vorstellte und sich uns zum Führer anbot. Daß es uns unter der Führung eines Johanniters und gewesenen Offiziers, der bereits den Krieg von 1866 mitgemacht, leichter gelingen werde, unsere Aufgabe zu erfüllen, stand außer Zweifel und so sagten denn die Leiter unserer Colonne zu. Wir haben's nicht bereuen müssen, uns der Führung des Barons v. Richthofen anvertraut zu haben. Er war

ein preußischer Edelmann von echtem Schrot und Korn, geraden und biedern Wesens, energisch, dabei ein gottesfürchtiger Mann, treu besorgt für seine Leute, von tiefem, fast weichem Gemüth und voll unbegrenzter Liebe zu seinem hohenzollernschen Königshause. Unter seiner militärisch angelegten, sichern und umsichtigen Leitung ging's nun weiter nach Frankreich hinein.

2. Kapitel:

Auf dem Schafbuschhofe.

Gegen Abend sammelten wir uns am Bahnhofe zu Weißenburg, von dort aus sollten wir noch in der Nacht der Armee nachrücken. Natürlich herrschte auch hier ein buntbewegtes Leben. Fast beständig zogen bayrische Truppen vorüber, mit brausendem Hurrah ihre preußischen Kampfgenossen begrüßend. Auch Gefangene wurden vorbeigeführt und Verwundete gebracht, um in die Bahn eingeladen zu werden. Unter den Letzteren befanden sich auch einige Turkos und neugierig betrachteten wir uns die gefürchteten wilden Söhne der Wüste, die nun so stille dalagen. Dann brachen wir auf. Aber mit unsern Wagen war auf der mit Artillerie und Proviantzügen bedeckten Straße fast kein Weiterkommen. Wir verließen sie daher und schritten neben dem Wege auf den Feldern weiter. Auf dem Schafbuschhof, auf der Höhe des Geisberges, auf den sich bekanntlich die Schlacht hinaufgezogen hatte, sollten wir nächtigen. In einem offen stehenden Schuppen wurde uns das Lager angewiesen. Aber zuerst wollte doch Hunger und Durst auch einigermaßen berücksichtigt sein. Man sah sich nach einem Brunnen um. „Doch halt, ruft da Einer, habt ihr nicht bemerkt, daß am Weißenburger Bahnhof in der Nähe eines Brunnens eine Schildwache stand? Offenbar war der Brunnen vergiftet. Das könnte hier auch

der Fall sein.“ In der That schwirrten damals, wie das so geht, mancherlei grundlose bängliche Gerüchte umher, u. A. auch das, die Franzosen hätten vor ihrem Abzuge die Brunnen vergiftet. Was nun machen? Aber da wurde schon ein Mann vom Schafbuschhofe herbeigeführt, der mußte zuerst trinken, und nun waren die ängstlichen Gemüther beruhigt und zwar für immer, an keinem Brunnen wurde mehr, solange wir in Frankreich waren, eine derartige Untersuchung angestellt. Nachdem uns dann noch ein freundlich Mütterchen mit Milch und Brod erquickt, wanderten wir zu unserm Schuppen. Das Stroh, das da lag, sah freilich verdächtig aus und da und dort schien trockenes Blut zu kleben; der nächste Morgen bestätigte es uns auch, daß hier Verwundete gelegen waren. Auch war der Raum so eng, daß wir dicht wie Häringe dalagen, allein die Müdigkeit wurde über alle Skrupel Herr und bald umfing ein fester Schlaf die jungen Helden.

Am Morgen des andern Tages wurde noch Rast gehalten, man wollte, wie es schien, erst noch in Erfahrung bringen, in welcher Richtung eigentlich die Armee vorrücke. Wir benutzten natürlich die Zeit, um uns das Schlachtfeld anzusehen. Der Schafbuschhof selbst trug deutliche Spuren von Granaten und Flintenkugeln an Dach und Wänden, in der Mitte des Hofraums lag ein großer Haufen von Chassepotgewehren und Yatagans aufgeschichtet. Einzelne Mitglieder unserer Colonne schnallten sich solche Yatagans um, und die Mordwaffen thaten denn auch im weiteren Verlauf der Campagne zu dem äußerst friedlichen Geschäfte des Kartoffelausmachens und Holzspaltens vortreffliche Dienste. Hinter dem Hofe auf den Aeckern sah's aber ganz besonders kunterbunt aus. Hier war ein französisches Lager gewesen und die kleinen, fast eleganten Zelte standen fast alle noch unversehrt da. Ringsum lagen Kochtöpfe, noch mit rohem oder halb-

gekochtem Fleisch gefüllt, zwischen drin ein halb geschlachteter Ochse, Schuhe und Wichskästchen, Bürsten, Kämme und Spiegel, auch Spielkarten, Tornister, Käppis, Kleidungsstücke, alles Mögliche fuhr da vor den Zelten herum. Offenbar war den sorglosen Herrn Rothhosen durch das Heranstürmen der Deutschen die Suppe bös versalzen und die Toilette gestört und das Spiel verdorben worden. Wie furchtbar mußten sie es inne werden, daß man doch nicht so gemüthlich, wie sie's geglaubt, nach Deutschland hereinspazieren könne, und was waren's für scharfe Züchtigungen, die der welsche Uebermuth und Leichtsinn gleich von vorn herein erhielt! Auch einige der Zelte wurden von der Colonne mitgenommen, doch leisteten sie nur geringe Dienste. Besser ließen sich dagegen in der Folge die Kochgeschirre verwerthen, mit denen einzelne praktisch angelegte Naturen sich versahen.

Ich wanderte weiter über das Schlachtfeld, da es mir darum zu thun war, mich an den Anblick der Todten und Verwundeten zu gewöhnen und mich gegen die Anwandlungen des Schauders abzuhärten. Bald gab sich auch Gelegenheit dazu. Gegen das bekannte Schlößchen hin, um das der Kampf am heißesten getobt, lagen noch viele Todte umher. Der erste, der mir zu Gesicht kam, war ein Preuße. Die Kugel war ihm neben dem Auge eingedrungen. Starr hatten sich die Zuckungen des Todesschmerzes in das Antlitz eingegraben, wie in Marmor gemeißelt. Krampfhaft waren die Arme gewunden und die Hände zur Faust geballt. So waren bei fast allen Leichen, die wir auf dem Schlachtfelde sahen, die Spuren des kurzen aber um so heftigeren Todeskampfes zurückgeblieben. Noch andre Todten lagen in der Nähe, Preußen und Zuaven, deren rothe Hosen zwischen grünen Feldgewächsen hervorschimmerten; ich will ihren Anblick, der zum Theil entsetzlich war, nicht weiter schildern. Das bildet ja auch keinen Gegenstand für die Feder. Nur

eine Reihe von preußischen Reservisten sei erwähnt, die man in der Nähe des Schlößchens zusammengetragen hatte. Es waren bärtige Männer, aus Polen stammend. Sie gehörten dem 5. Armeecorps an. Vorn am Halse waren die Uniformen geöffnet, man hatte ihnen, um die Liste der Todten feststellen zu können, ihre Soldatennummer genommen. Aber ein andres Zeichen, das sie auf der bloßen Brust trugen, hatte man ihnen gelassen, ein messingenes Medaillon mit dem Muttergottesbilde. Das waren offenbar Amulette, wohl in der Heimath noch vor dem Auszuge von einem Priester geweiht, die sie ihrer Meinung nach gegen den Tod feien sollten. Aber das Muttergottesbildchen hatte nichts genützt; die Kugeln hatten doch den Weg zu ihnen gefunden. Wohl dem, der ein besseres Mittel weiß, als diesen Aberglauben, nämlich den Glauben. Dies Mittel schützt zwar nicht gegen den Tod aber es macht zum Sterben und im Sterben getrost und läßt den Tod zum Eingang in das Leben werden.

Das Schlößchen selbst war mit den Spuren von Flintenkugeln dicht übersät; das zersplitterte Thor und das zerschossene Dach deuteten auf den heftigen Kampf, der hier getobt. Hier hatte ja die französische Stellung ihren festesten Stützpunkt gehabt. In den massiven Gebäulichkeiten und in den mit einer ungemein hohen Mauer umgebenen Höfen hatten sich die Franzosen eingenistet und unterhielten mit ihren weittragenden Chassepots ein lebhaftes Feuer. Vergeblich stürmte lange Zeit und mit außerordentlich hohen Verlusten die preußische Infanterie heran. Namentlich waren es die westpreußischen Königs-Grenadiere, die mit der höchsten Tapferkeit vorgingen. Zweimal wurde ihre Fahne durchschossen, der Träger fiel. Da ergriff der Major von Kaisenfeld das zerfetzte Panier, aber auch er fällt sofort von 3 Kugeln durchbohrt; dasselbe Schicksal theilt ein Premierlieutenant, der nach ihm die Fahne

ergriffen. Nun trägt sie ein Unteroffizier voran — 11 Offiziere und 166 Mann verliert ein einziges Bataillon, und doch konnte das Schlößchen nicht erobert werden, bis endlich Kanonen herbeigebracht werden konnten, die das tapfere Häuflein von etwa 200 Franzosen zur Uebergabe zwangen. Was Wunder wenn da die Todten noch in großer Anzahl unbeerdigt herumlagen.

Im Obstgarten neben dem Schlößchen hatten Bauern ein großes Grab gegraben. Es war schon halb mit Todten gefüllt. Andre Todte wurden auf Bahren herbeigebracht, aber mit empörender Rohheit wurden sie nicht in das Grab hineingelegt, sondern geradezu hineingeworfen und einige Schaufeln Grund darüber geschüttet. Es war ein trauriger Anblick. Der Krieg gibt ja leider nur zu viel Gelegenheit, die Rohheit an den Tag treten zu lassen. Ich wandte mich ab. Da fiel mein Blick auf ein anderes Bild. Ein Franzose lag da auf dem Rücken, den rechten Arm ausgestreckt, dicht neben ihm ein Preuße, und zwar so, daß er mit seinem Halse auf dem ausgestreckten Arm des Franzosen lag. Es sah aus, als habe der Franzose im Sterben seinen Arm noch freundlich um den Hals des Preußen geschlungen. Fast dünkte mich das wie ein Sinnbild des Friedens, in dem der Tod die erbitterten Gegner vereint und sie, wenn sie des ewigen Lebens gewürdigt sind, zum unauflöslichen Frieden dort droben bringt. Unwillkürlich wandten sich auch von dieser Stätte, da der Mord gewüthet, die Gedanken den Verheißungen des Wortes Gottes von jener herrlichen Zeit zu, da einmal die Schwerter zu Pflugschaaren und die Spieße zu Sicheln gemacht werden und kein Volk mehr wider das andere das Schwert aufhebt und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen (Jes. 2, 4), da die bluttränkte Erde durch unseres HErrn und Heilandes Wiederkunft zu einer Hütte Gottes und des Friedens wird. Ja es wird doch noch das Wort der Engel völlig

in Erfüllung gehen, das sie auf Bethlehems Fluren gesungen: Friede auf Erden!

Ich ging wieder dem Schafbuschhofe zu. Als ich hinkam, traf ich große Aufregung an. In der Scheuer hatte man ein Geräusch vernommen, es schien ein Franzose drin versteckt zu sein. Rasch kletterten einige Turner über die Stroh- und Heuhaufen hinweg und suchten wie die Katzen nach einer Maus, und richtig, sie brachten ein arm Französlein zum Vorschein, in grauer Uniform, wie es schien ein Offiziersdiener, das zitterte wie ein Espenlaub. Es hatte sich offenbar während der Schlacht eine Zuflucht hinter dem Heu gesucht und der Hunger hatte es nun getrieben, sich bemerklich zu machen. Nachdem es mit Speise und Trank wieder hergestellt war, wurde es als Gefangener abgeführt, allem Anschein nach herzlich froh, wenigstens mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

Inzwischen aber hatte Kanonendonner aus der Ferne herüberzudröhnen begonnen. Der Baron, der auf der Landstraße stand und zuhörte, meinte, derselbe sei heftiger als der, den er bei Königsgrätz gehört. Einige glaubten, es müsse wohl bei Bitsch zu einem Treffen gekommen sein, ein Vorübergehender theilte mit, daß bei Gunstett eine Schlacht im Gange sei. Es war die Schlacht von Wörth. Und so war es hohe Zeit für uns, wieder aufzubrechen.

3. Kapitel:

Auf dem Schlachtfeld von Wörth.

So war denn also bei Weißenburg der erste Schlag gethan worden und die erste Siegeskunde, der bald noch viele andere und größere folgen sollten, war nach Deutschland gedrungen und hatte die Herzen mit Jubel und Dank erfüllt. Die Grenze war überschritten und der Krieg in Feindesland hineingetragen. Das Kriegs-

unheil wendete sich dahin zurück, wo man es so frevent- lich heraufbeschworen hatte. Erleichtert athmete man in der Pfalz auf, als man die drohenden Wolken sich in die Ferne verziehen sah. Gleich der erste Kampf ein siegreicher, das mußte ja auch den Muth unserer Truppen noch höher beleben und war ein Angeld für fernere Erfolge, zumal da auch sofort die Mangel- haftigkeit der französischen Heeresführung zu Tage getreten, die eine vorgeschobene Division hülflos den heranrückenden deutschen Armeecorps preisgegeben hatte. Der Commandant dieser Division, der tapfere General Douay, hatte seine Niederlage nicht überlebt, auf der Höhe des Geisberges hatte er den Tod gefunden.

So zogen denn die deutschen Truppen unter günstigen Vorzeichen nach Frankreich hinein. Bald hatte man am 5. August vor der Front der III. Armee ausgekundschaftet, daß der Marschall Mac Mahon auf der Höhe längs der Sauer hinter Wörth eine starke concentrirte Stellung eingenommen hatte. Zuerst kam das V. preußische Armeecorps, meist Polen und Nieder- schlesier, mit dem Feinde bei Wörth in Fühlung. Von Norden zogen die beiden bayerischen Armeecorps herbei, südlich und östlich kamen die Kurhessen und Nassauer des XI. Armeecorps heran und hinter ihnen die Württemberger und Badenser, alle vereinigt unter der Führung des ritterlichen Kronprinzen, eine Hindeutung auf die langersehnte Einigung der deutschen Stämme, die auf Frankreichs Schlachtfeldern erblühen sollte. Nach furchtbar blutigem, opferreichem Kampfe gelang es ihnen, gegen Abend des folgenden Tages mit gemein- samem Ansturm und unter einem wahren Wetteifer der Tapferkeit den Feind aus seiner trefflich gewählten Stellung zu vertreiben und ihn in regelloser, eiligster Flucht nach Reichshoffen zu werfen.

Gegen Mittag des 6. August, also des Tages der Schlacht, war, wie schon bemerkt, unsere Sanitäts-

colonne vom Schafbuschhofe aufgebrochen. Die Nacht und den ganzen Morgen hindurch waren beständig die Artillerie- und Munitionscolonnen auf der Chaussee vorübergerollt und noch immer war die Straße dicht bedeckt. Ueber die schönen, fruchtbaren Hügel und Thäler des elsässischen Vorlandes marschirten wir nach Sulz u. W. Der Kanonendonner dröhnte immer heftiger aus der Ferne herüber. Rasch eilten wir vorwärts, an bayerischer Artillerie vorbei, die ihre Kanonen durch die schlechten Straßen eines Dorfes hindurcharbeitete. Auf einer Höhe angelangt, sahen wir im Thale auf allen Wegen Truppen in endlosen Linien herbeimarschiren. Es waren Theile des I. bayerischen Armeecorps, das Befehl erhalten hatte, sich möglichst rasch zwischen das III. bayerische Corps, das von Norden her bereits in die Schlacht eingriff, und das weiter südlich stehende V. preußische Corps, das gleichfalls schon in den heftigsten Kampf verwickelt war, einzuschieben.

In Wörth angekommen, mußten wir zunächst eine Zeit lang auf unsre Wagen warten. An der Kirchhofmauer stehend, sahen wir, wie Artillerie in sausendem Galopp die etwas abfallende Straße herunterfuhr, um dann sofort gegen Wörth abzubiegen. Bald brachen auch wir wieder auf. Da aber die große Straße vollständig vom Militär in Beschlag genommen war, mußten wir mit unsern Wagen auf beschwerlichen Seitenwegen, die über Berg und Thal führten, das Schlachtfeld zu erreichen suchen. Endlich kamen wir auf eine Höhe, von der aus sich der Blick auf die Gelände der Sauer und auf die Höhen von Fröschweiler und Elsaßhausen eröffnete, wo der Kampf getobt hatte. Die Eindrücke, die wir aber da bekamen, waren so vielgestaltig und häuften sich so sehr, daß sie sich im Gedächtnisse verwirren mußten. Ich weiß nur noch, daß Wagen an Wagen auf der Chaussee nebenan hielt. Wir nahmen deßhalb unsere Bahren und schritten neben auf den Aeckern hin. Rechts auf den Feldern standen

lange Reihen von Cavallerie in Reserve. In der Ferne sah man das brennende Fröschweiler. Schon vorher waren uns Wagen mit Verwundeten begegnet, einzelne Verwundete wurden vorübergeführt. Dann kamen wir an einem langen Zuge französischer Gefangener vorbei, es waren Leute der verschiedensten Truppengattungen, in den buntscheckigsten Uniformen, Offiziere und Gemeine, die meisten ernst und traurig, Viele auch mit stumpfem, gleichgültigem Gesichtsausdruck. Ein hoher preußischer Offizier sprengte an uns vorüber. „Brillanter Sieg erfochten", rief er unserm Barone zu, den er zu kennen schien. Es mochte um 5 Uhr sein und die Franzosen waren eben aus dem Schlüsselpunkt ihrer Stellung, aus Fröschweiler, hinausgeworfen worden. Wir verließen nun die Landstraße und liefen unter beständigem Ermuntern von Seiten unseres Barons querfeldein gegen die Anhöhen bei Wörth hin, welche das V. Armeecorps' erst nach wiederholtem Stürmen und unter überaus großen Verlusten hatte erobern können. Alle Müdigkeit verschwand über dem Eifer, mit dem man das Schlachtfeld zu erreichen suchte. Bald waren wir auf demselben angelangt.

Zunächst sollten wir nun mit 2 Bahren ein Hopfenstück absuchen. Allein wir sahen nur noch viele aufgebrochene Tornister, Waffen und dgl. herumliegen, die Verwundeten waren schon geholt worden. Wir stiegen darum die Höhe hinan und fanden nun bald unsern ersten Verwundeten, einen Franzosen. Derselbe war durch eine Kugel, die ihm in die Schläfe eingedrungen und die beiden Augen verletzt hatte, schauerlich zugerichtet. Wir wuschen ihm das Angesicht, mußten ihn aber, da er in den letzten Zügen lag, seinem Schicksale überlassen. In der Nähe trafen wir einen Andern, der einen Schuß in die Beckengegend hatte und förmlich in seinem Blute lag. Nachdem wir ihn einigermaßen gesäubert, luden wir ihn auf unsere Bahre, um ihn nach Wörth hineinzutragen. Es ist gerade keine leichte Aufgabe,

so einen armen Menschen, der beim geringsten Stoße vor Schmerzen aufschreit, ruhig und sicher auf der Bahre zu transportiren. Wir waren je vier Mann an einer Bahre, zwei und zwei einander abwechselnd. Auf der Straße vor und in Wörth trafen wir aber ein tolles Treiben. Da kamen die Soldaten herbei um sich an den Brunnen Wörth's mit Wasser zu versehen, Cavalleristen ritten ihre Pferde zur Tränke, Truppen marschirten vorbei und Munitions- und Proviantwagen rasselten durch die Straßen. Und durch dieses Gewirre und Gedränge sollten wir unsern Verwundeten glücklich hindurchbringen. Mit vieler Mühe gelang es uns endlich auch. Da jedoch die Häuser und Scheunen schon fast alle mit Verwundeten angefüllt waren, konnten wir unsern Franzosen trotz alles Suchens nur noch in einem Hofraum auf Stroh unterbringen. Während wir aber nun noch einen zweiten Franzosen hereinholten, brach die Nacht herein und deckte mit ihrem Dunkel den unsäglichen Jammer des Schlachtfeldes, auf dem wohl noch Hunderte von Verwundeten in den Weinbergen und im Walde umherlagen. Aber den Jammer in den Lazarethen konnte sie uns nicht verbergen.

Wir hatten uns nun in einem am Ende von Wörth gelegenen und zur Zusammenkunft bezeichneten Häuschen einzufinden, in dem ein Depot der Johanniter errichtet worden war. Und während wir dorthin wanderten, leuchteten schon die Wachtfeuer ringsumher von den Höhen und aus dem Thale herauf, und da und dort erklangen von den Musiken gespielte Dankeschoräle gen Himmel. Wie mögen sie wohl noch so manchem einsam dort droben Sterbenden tief ins Herz hineingeklungen sein! Oefters ertönte auch ein donnerndes Hurrah aus der Ferne, mit dem die siegreichen Truppen den bei den Regimentern umherreitenden Kronprinzen empfingen.

4. Kapitel:

Die erste Nacht in Wörth und noch einmal auf dem Schlachtfelde.

In dem genannten Häuschen hatte sich wohl der größte Theil unserer Sanitätscolonne wieder zusammengefunden. Müde und schläfrig suchte man sich in den engen Räumen ein Plätzchen, so gut sich's wollte finden lassen. In einem Nebenzimmer aber lagen vier verwundete Franzosen, deren seltsam jammernder Schmerzenslaut „o la la, la la, o la la“ einen schneidenden Gegensatz zu dem vom Schlachtfeld herüberklingenden Siegeshurrah unserer Truppen bildete. So wohnt ja nur zu oft auf unserer armen Erde, solange sie noch keine neue geworden, die höchste Freud und das tiefste Leid, der stolzeste Jubel und der stärkste Schmerz unmittelbar nebeneinander.

Unter den Verwundeten befand sich ein Offizier, dem der Oberschenkel zerschmettert war. Die Wunde mußte ihn außerordentlich schmerzen, aber er verzog keine Miene. Seinem Nebenmanne hatte eine Kugel den Arm durchbohrt. Der Rockärmel, in dem eine fingerdicke Kruste von Blut saß, mußte aufgeschnitten werden. Nachdem die Wunde ausgewaschen war, kam mir zum Glück ein Greifswalder Studiosus der Medicin zum Verbinden zur Hilfe. Auf dem anderen Bette lag, leise stöhnend gegen die Wand hingewendet ein dritter Verwundete. Auf die Frage, ob er schon verbunden sei, drehte er sich langsam herum und zeigte uns stumm seine Wunde. Ein Schuß war ihm in die Brust gedrungen und zum Rücken wieder herausgegangen. Bei jedem Athemzuge pfiff es aus der Wunde heraus. Wir verstopften dieselbe mit Charpie und mir fiel nun die Aufgabe zu, noch einige Stunden in der Nacht bei unseren Verwundeten zu wachen und die Kaltwasserüberschläge zu besorgen. Inzwischen war es stille ge-

worden im Hause und auch stiller auf der Straße, nur das Stöhnen der Verwundeten ließ sich hören. Da war nun Zeit und Gelegenheit auch einmal seinen Gedanken nachzuhängen, und je mehr ich das that, desto mehr ergriff mich damals ein ordentlicher Zorn über die Diplomaten, die vielfach so leichtsinnig mit dem Worte „Krieg“ spielen. Da bedarfs oft nur des Ehrgeizes und der Herrschsucht einzelner Persönlichkeiten, der oft durch geringfügige Anlässe erhitzten Leidenschaften eines Volkes und gleich wird mit Krieg gedroht. Wie schnell und leicht schreibt sich das Wort in den Zeitungen und wieviel unsäglichen Jammer schließt doch der Krieg ein! Wenn man doch nur diejenigen, die manchmal so freventlich und leidenschaftlich zum Kriege drängen, zuvor in ein Lazareth führen, ihnen die in ihrer Blüthe so elend und jammervoll geknickten Menschenleben, die mit ihnen zerstörten Hoffnungen, und den Schrecken und die Angst derer, über die das Kriegswetter hinzieht, zeigen könnte, sie würden wohl zur Besinnung kommen. Ich erinnerte mich damals auch an das Wort eines deutschen Geschichtsprofessors, das beim Ausbruch des Krieges in den Bonner Studentenkreisen vielfach erwähnt wurde, daß nur „ein frischer fröhlicher Krieg“ Deutschland zur Einigung führen könne. Ob dieses Wort wirklich gerade so von dem betreffenden Professor ausgesprochen wurde, weiß ich freilich nicht. Aber wenn auch in der That nur der Kitt von Blut und Eisen fest genug war, um die widerstrebenden Elemente Deutschlands zu verbinden, so erschien es doch auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen nur als ein Frevel, von einem „frischen und fröhlichen“ oder „schönen und heiligen“ Krieg zu reden. Mag der Krieg auch einzelne Tugenden zu herrlichem Hervorleuchten bringen, er zeigt doch die Menschheit, die so stolz auf ihre Fortschritte in der Civilisation ist, in ihrer tiefsten Erniedrigung und ist ein furchtbarer Beleg für die Macht der Sünde in dieser Welt.

Als es 3 Uhr schlug, weckte ich den, der mich ablösen sollte, und müde schob ich mich in die schmale Lücke hinein, die derselbe unter den auf einer dünnen Strohlage schlafenden Sanitätern gelassen hatte. Aber war es die Aufregung des vergangenen Tages oder das harte Lager oder die Zugluft, die durch das zerschossene Fenster auf mich herwehte, ich konnte keinen Schlaf mehr finden und war froh, als der Morgen heraufdämmerte. Ein Stück Brod und — zu was Allem lernt man sich im Kriege nicht verstehen — ein Schnaps bildeten das Frühstück, dann ging es wieder hinaus auf das Schlachtfeld, um die über Nacht dort liegengebliebenen Verwundeten hereinbringen zu helfen.

Zwischen Wörth und Spasbach, westlich von der Hagenauer Chaussee, erhebt sich eine ziemlich steil ansteigende Hügelwand, dort war der linke Flügel des V. Armeecorps, und zwar zunächst Abtheilungen des 37. und 50. Regiments, stürmend vorgegangen, aber die bald gelichteten Reihen waren von dem übermächtigen Feinde rasch wieder die Abhänge heruntergetrieben worden. Nur mühsam konnten sie sich unter dem mörderischen Feuer auf dem rechten Sauerufer halten. Aber noch einmal sammelten sich die tapferen Westphalen vom 37. Regiment und stürmten wiederum die Anhöhen hinan. Und wieder wurden sie zurückgeworfen, von den in Hecken und Pflanzungen eingenisteten Franzosen mit einem mörderischen Kugelregen überschüttet. Nicht besser erging es dem 6. Regiment. Ueber Wörth hinaus war vorerst kein Vordringen mehr möglich. Erst als gegen ½2 Uhr neue Regimenter herbeikamen, gelang es vor Allem den westpreußischen Königs-Grenadieren vom 7. Regiment, die sich schon bei der Erstürmung des Schlößchens auf dem Geisberge hervorgethan, den Höhenrand zu gewinnen und ihn, unterstützt von anderen Truppentheilen, gegen die immer wieder heranstürmenden Feinde zu behaupten. Von

einem weiteren Vordringen aber auf der von den Geschossen der Feinde völlig beherrschten Höhenfläche konnte vorerst keine Rede sein und unter großen Verlusten mußten die Preußen an jenem Höhenrande ausharren, bis von Süden her durch das XI. Armeecorps die Stellung des Feindes in's Wanken gebracht worden war. Von den meisten der Regimenter, die an jenen Höhen bei Wörth hinaufgestürmt waren, war ungefähr der dritte Mann und fast sämmtliche Offiziere gefallen. Mit glänzender bewundernswerther Tapferkeit hatte das V. Armeecorps seine Aufgabe gelöst, dem weit überlegenen Feind so lange Stand zu halten, bis die III. Armee von Nord und Süd her mit ihren eisernen Armen ihn zusammendrücken konnte.

Kein Wunder daher, wenn in Wörth schon am Schlachttage jedes Haus zu einem Lazareth geworden war und wenn wir am andern Morgen am Rande jener Hochfläche noch Massen von Verwundeten und Todten antrafen. Da lagen die Todten, oft mehrere über einander hingestürzt, mit ihren im Schmerz erstarrten Gesichtern, die Hände oft starr auf die Wunde gedrückt, oder mit krampfhaft emporgereckten Armen. Bei Manchen schien auch der Tod fast augenblicklich eingetreten zu sein und die Arme schienen noch die Haltung zu haben, in der ihnen das Gewehr entfallen war. Nur ein Preuße — sein Anblick ist mir unvergeßlich geblieben — war offenbar nicht so schnell und nicht unter so heftigem Schmerzenskrampf gestorben. Er hatte sich seinen Tornister unter das Haupt gerückt, seine schlanke Gestalt lag lange ausgestreckt da, die Hände waren über die Brust gefaltet, das Angesicht mit einem merkwürdig friedlichen Ausdruck gen Himmel gerichtet — ein schöner Soldatentod!

Aber neben den Todten lagen auch noch viele Verwundete. Die ganze lange dunkle Nacht, die eine ziemlich kalte war, hatten sie im Freien liegen müssen, ohne Verband, fiebernd, dürstend. Und gar Manche

hatten die Sauer durchwatet und naß bis über die Hüften waren sie auf dem Schlachtfeld weiter gestürmt und dann, von der Kugel getroffen, liegen geblieben. Für sie war die Nacht doppelt qualvoll. Wie waren sie froh und glücklich, als sie endlich am Morgen geholt wurden! Aus den Ackerfurchen und Gräben, von den Feldern und aus den Weinbergen wurden sie herbeigebracht und nach einem Verbandplatze hingetragen, wo sie in Sanitätswagen eingeladen wurden, um in die Lazarethe oder zur Evakuirung an die Eisenbahn abgeführt zu werden. Da rief's von da und von dort, daß man sie nicht übersehen möchte! Manche freilich, die gestern vielleicht ihren ersten Kampf gekämpft hatten und heute den letzten kämpften und denen der Tod deutlich auf der Stirne geschrieben stand, mußten wir liegen lassen. Unvergeßlich aber, solange ich lebe, bleibt mir der herzzerreißende, tief erschütternde Ruf eines sterbenden Preußen: „Ach Mutter, Mutter, Mutter!" Ob diese arme Mutter wohl in jener Stunde etwas gespürt hat von dem heißen Sehnen, von dem ihr im Todeskampfe ringender Sohn nach ihr erfüllt war?

Es war an einem Sonntag Morgen, als wir die Verwundeten auf die Höhe jener Hügelwand zusammen trugen. Aber keine Glocken tönten von den Kirchthürmen der nahegelegenen Dörfer über das Schlachtfeld hin. Die Kanonen hatten gestern keinen Ruhetag eingeläutet, Arbeit gab's auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen, Arbeit in den zerschossenen Häusern dort droben, in die die geflohenen Bewohner zurückzukehren anfingen, Arbeit unter den Truppen, die den so hastig fliehenden Feind zu erreichen suchten.

5. Kapitel:
In die Lazarethen von Wörth.

Gegen Mittag, nachdem auf dem Schlachtfeld, soweit wir es übersehen konnten, die Verwundeten ge-

holt waren, kehrten wir in jenes Häuschen vor Wörth zurück, in dem wir die Nacht zugebracht hatten, unterwegs noch einen Franzosen mitnehmend, der weit mehr über sein verlornes Zwanzig Franks-Stück als über seine Wunde jammerte. Während einer kurzen Ruhepause freuten wir uns zu hören, wie preußischerseits die Tapferkeit der Bayern und namentlich auch das sichere Schießen ihrer Artillerie anerkannt werde. Dann wurden wir zur Pflege in die Lazarethe geschickt, mehrere, darunter auch ich, in das Communalhaus, die Mairie. Dieselbe, ein ziemlich umfangreiches Gebäude, war förmlich vollgepropft mit Verwundeten und mit — Todten. Alle Säle und Zimmer lagen voll Verwundeter und unter der Treppe wie auf dem Treppenabsatz befand sich eine beträchtliche Zahl Todter übereinandergeschichtet, nothdürftig mit einem Leintuch überworfen, unter dem starrgewordene Glieder sich hervorstreckten — ein schauerlicher Anblick. Unten rechts war das Amputationszimmer, in welchem fortwährend gearbeitet wurde. Beständig standen Bahren mit Verwundeten vor der Thüre, die warten mußten, bis die Reihe an sie kam. In einem Saale links lagen 52 leichter Verwundete, die zur Evakuirung bestimmt waren, d. h. sie sollten so bald als möglich nach Deutschland abgeführt werden. Durch dieses Verfahren gewann man in den größeren Lazarethen Raum, um die da und dort in den Häuser liegenden Schwerverwundeten herbeischaffen und sie der Aufsicht der Aerzte näher bringen zu können.

Ich sollte nun die Namen jener 52 Mann aufschreiben. Das war bei den vielen Franzosen, die sich darunter befanden, schon ein ziemlich hart Stück Arbeit. Endlich kam ich — damit bei all dem Ernst, der uns umgab, auch die Komik nicht fehle — zu einem Zuaven; derselbe nannte sich Henri — aber wie sollte ich seinen Zunamen schreiben? Etwa „Chenetté“ oder „Genaité“? Das waren mir aber so seltsame Wort-

formen, daß ich den guten Mann bat, mir seinen Namen doch zu buchstabiren. Da antwortete er mit einem Male: „Ei, ich häiß jo äijentlich Heinrich Schneider, ich bin üs'm Elsaß.“ O, du alte deutsche Einfalt, die du meinst deine guten, deutschen Namen französisch oder englisch oder polnisch gestalten zu müssen, wann stirbst du einmal aus! Bis jetzt noch nicht, trotz des neuen deutschen Reiches, und es scheint, die Deutschen behalten in dieser Hinsicht ihre Schwachheit und Einfalt solange sie existiren. Rasch aber schlug der Scherz wieder in Ernst um, denn während ich lachend meinen Heinrich Schneider einschrieb, sah ich plötzlich einen Schwerverwundeten, der sich auch im Saale befand, in seiner Fieberhitze am Fenster stehend. Schon hatte er dasselbe geöffnet und wollte sich in die hinter dem Hause vorbeifließende Sauer stürzen, als es mir noch rechtzeitig gelang, ihn zu ergreifen und auf seine Matraze niederzudrücken.

Mancherlei Arbeit gab's noch in dem Lazarethe. Da waren Kaltwasserüberschläge zu machen, dort wollte einer eine Erfrischung gereicht haben. Andere waren dankbar für ein paar theilnehmende Worte und etwas Unterhaltung und wieder Andere für einen Brief, den man für sie in die Heimath schrieb. Auch Bewohner aus der Nachbarschaft kamen herbei und brachten Suppen und sonstige Erquickungen. Namentlich waren es zwei ältere Leutchen, die viel freundliche Hülfe leisteten, und als sich noch eine frühere Bekanntschaft mit ihnen herausstellte, war ich froh, durch ihre Vermittlung wieder einmal die des harten Strohlagers ungewohnten Glieder in einem ordentlichen Bette ausstrecken zu können.

Am andern Morgen wurden wir zur Pflege in das in Wörth befindliche Schloß des Grafen Türkheim geschickt, in dem auch alle Hausgänge und Zimmer voll Verwundeter lagen. Ein preußischer Lazarethinspektor befand sich hier, ein altes ängstliches Männchen, Militärärzte waren in voller Thätigkeit und ein schlesischer

Mönch in brauner Kutte, ein guter gemüthlicher Herr, leistete ihnen, namentlich auch im Amputiren, wackere Hilfe. Zu seiner und der Verwundeten Stärkung hatte er aber eine ganze Gießkanne voll rothen Weins neben sich aufgepflanzt. Da lagen nun auch Verwundete aller Art umher. Zwei unter ihnen sind mir besonders im Gedächtniß geblieben. Ein preußischer Reservist, der am Schlachttage die Sauer hatte durchwaten und dann verwundet die Nacht über auf dem Schlachtfelde liegen müssen. In Folge davon war der arme Mensch vollständig gelähmt worden, so daß er kein Glied mehr rühren konnte und wie ein kleines Kind behandelt werden mußte. Und ein junger Offizier, dem eine Kugel durch die Schläfe eingedrungen und hinter den Augen durchgegangen war; er war völlig blind und bewußtlos, lebte aber noch einige Zeit. Wir hatten auch gleich die Nachtwache zu übernehmen und als der Abend herbeikam, bemerkten wir plötzlich, wie ein verwundeter Turko sich auf seinem Lager zu bewegen anfing, sich mühsam niederkniete und gen Osten gewendet, etwas in seinen spärlichen Bart murmelte. Er verrichtete sein Abendgebet, und er that das als etwas für ihn so ganz Selbstverständliches, so ruhig und so unbekümmert um die verwunderten Blicke seiner Zimmergenossen, als ob er daheim wäre in seinem Vaterhaus im muhamedanischen Algier. Es überkam mich doch ein bischen Respekt vor dem Türken da, und wenn unser HErr auch will, daß man zum Gebet in sein Kämmerlein gehe und die Thüre hinter sich schließe, so herrscht doch leider unter den Christen meistens nur allzugroße Scheu, von dem religiösen Sinn auch nach Außen etwas kund zu thun, eine solche Scheu, daß schließlich auch im Stillen und Verborgenen von einem Gebete nicht mehr die Rede ist. So mag doch dieser betende Turko für manchen Christen etwas beschämendes haben.

Noch einmal hat ein Sohn Afrikas an jenem Abend unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und in

den Räumen des Türkheim'schen Schlosses einen ordentlichen Schrecken hervorgerufen. Es war schon sehr spät, als plötzlich die Thüre aufging und von zwei Soldaten ein gefangener Turko- oder Spahi-Offizier hereingeführt wurde. Wahrscheinlich hatte er sich auf der Flucht verirrt, war ergriffen worden und man wußte nun nicht, wo in der Nacht mit ihm hin. So brachte man ihn zum Schrecken unseres guten alten Lazarethinspektors in das Schloß, damit er die Nacht da zubringe. Der Inspektor trug uns auf, auf den gefährlichen Kunden doch ja ein wachsames Auge zu haben. Es war ein stattlicher Mann, der sich in seiner blauen Uniform mit dem Turban und dem weiten weißen Mantel gar nicht übel ausnahm. Seine Jacke war mit einer ganzen Reihe von Medaillen geziert. Als ihm seine Matraze angewiesen war, suchte ich Einiges mit ihm zu reden. Er war aber voll unbeschreiblicher Wuth über seine Gefangennehmung. „Ich war in der Krim", rief er aus, „in Italien, in Mexiko, und nie wurde ich Gefangener." Damit ergriff er seinen Mantel und warf ihn voll Zorn auf die Matraze — Alles aber doch in einer gewissen noblen Art, wie ich sie so einem Kabylen nicht zugetraut hätte. Dann legte er sich hin und schlief die Nacht durch ruhig. Die Angst unsers guten Inspektors war unnöthig gewesen, auch die Furcht der deutschen Verwundeten legte sich bald.

Am folgenden Tage, es war am Dienstage, also am dritten Tage nach der Schlacht, kam ich in einen Hof, wo uns in einem Hinterhause Schlafquartiere angewiesen worden waren. Da rief mir eine Frau zu, doch um Gottes Willen einmal in ihre Scheune zu kommen, dort liege noch eine ganze Schaar Verwundeter, nach denen noch gar Niemand gesehen habe. Ich folgte und ein wahrhaft pestilenzialischer Geruch emfing mich, als ich in die Scheune eintrat. Da lagen richtig gegen 20 arme Menschen, die man

am Abend der Schlacht noch herbeigetragen hatte. Ihre Wunden waren nothdürftig verbunden worden, dann hatte man sie ihrem Schicksale überlassen, kein Arzt war noch gekommen, die Wunden waren schon zum Theil brandig geworden, die Frau des Hauses hatte allein treulich für ihre ungewohnten Hausgenossen dort hinten in der Scheune gesorgt. Rasch war nun aber ein Arzt herbeigerufen und die nöthige Sorge für die nach Hülfe jammernden Krieger getragen. Ganz ähnlich trafen wir's auch am Nachmittage noch in einer andern Scheune, aus der wir sofort zwei Verwundete, bei denen sich schon starker Brand eingestellt hatte, in das Amputationszimmer der Mairie tragen mußten. Auch hier in der Mairie traf ich an demselben Tage in einem kleinen Nebenzimmer einen Preußen, der, wie es schien, ganz vergessen worden war und in dessen Wunde bereits ein — Wurm kroch.

Ueberhaupt scheint mir, so weit meine Beobachtungen reichten, das Elend und die Noth der Verwundeten in Wörth viel stärker gewesen zu sein, als nachmals in Sedan. Es währte schon viel länger bis sie vom Schlachtfeld aufgelesen waren, erst am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht wurden Manche in den Weinbergen und Waldhecken aufgefunden, Andere blieben tagelang in den Scheunen liegen bis endlich ärztlicher Beistand kam, und Viele hätten wohl ihre Glieder oder ihr Leben erhalten, wenn ihnen die Hülfe eher hätte gebracht werden können. In Sedan ist uns das Elend nicht in solchem Grade entgegengetreten. Woher dieser Unterschied wohl kam? Vielleicht daher, daß in Sedan die beiden Heere noch einige Tage auf dem Schlachtfelde verblieben, also sowohl die französischen wie die deutschen Militär-Sanitätscolonnen ihre volle Thätigkeit entwickeln konnten, während in Wörth die Schlacht bis fast zum Anbruch der Nacht gewährt und dann in Folge der eiligen Flucht des Feindes

und der rasch angetretenen Verfolgung die beiderseitigen Sanitätstruppen das Schlachtfeld möglichst rasch verlassen hatten. Es geht daraus aber auch hervor, wie doch solche freiwillige Sanitätscolonnen, wie sie damals zahlreich mit in den Krieg zogen, nichts weniger als überflüssig sind und wie sie namentlich unter solchen Verhältnissen, wie sie in Wörth entstanden, in große weite Lücken eintreten und eine segens- und hülfreiche Thätigkeit zu entfalten im Stande sind. Späterhin auf dem Wege nach Sedan ritt einmal der Generalstab der III. Armee an uns vorüber. Da näherte sich einer der hohen Offiziere unsern Wagen und sagte mit spöttischem Lächeln: „Nun, die Herren machen wohl eine ganz angenehme Spazierfahrt durch Frankreich?" Er sah uns eben auch nur, wie so manche andre Leute, für „Schlachtenbummler" an. Wenn der gute Herr aber Gelegenheit gehabt hätte, zu sehen, was es in Wörth und Sedan für Arbeit für uns gab, wie die Aerzte und die Verwundeten so herzlich dankbar für die Hülfe dieser Schlachtenbummler waren, und wie nothwendig sich eine Ergänzung der militärischen Sanität durch die freiwillige zeigte, er hätte sich wohl sein Spötteln erspart. In Sedan freilich lautete das Urtheil schon anders. Dort ist der Thätigkeit unserer Colonne auch von Seiten der Militärbehörden ein ausdrücklich Lob gespendet worden, und wie sehr man sich in der Folge von der Nothwendigkeit freiwilliger Hülfe auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen überzeugte, beweist der Umstand, daß jetzt überall die Organisation solcher Sanitäts-Colonnen angeregt worden ist. Allerdings wurden damals in der Eile in diesen freiwilligen Krankenpfleger-Schaaren eine große Zahl von Elementen zusammengerafft, die Frankreich besser nicht gesehen hätten und von dem Vorwurf der Schlachtenbummelei nicht ganz freizusprechen sind. Aber gewiß wird jetzt, wo überall eine sorgfältige Organisation und Einübung der Colonnen stattfindet, diesem Uebelstande vor-

gebeugt und die freiwillige Sanität wird im Kriegsfall eine um so heilsamere und ersprießlichere Thätigkeit entfalten können. —

So ging denn auch der Dienstag mit mancherlei Dienstleistung hin. Während wir aber der Verwundeten warteten und es da und dort von einem Lager stöhnte und jammerte, klangen wiederholt von den Straßen Trauermärsche herein. Es waren Offiziere, die man zu Grabe trug, und vom nahen Kirchhof hörten wir dann die ernsten feierlichen Klänge des Chorals: „Jesus meine Zuversicht" herübertönen. Wie klang aber unter all dem Elend, der Noth und dem Tod, von dem wir beständig umgeben waren, das herrliche Sieges- und Auferstehungslied so tief in's Herz hinein! Ja Gott Lob, daß es Einen gibt, der unsere Zuversicht bleibt im Leben und im Sterben, der dem Tod den Stachel genommen und der Hölle ihren Sieg, der auch auf dem Schlachtfeld und in den Lazarethen zum seligen Tod führen kann, der tröstet, die um die Todten weinen, und der schließlich doch noch den großen ewigen Sabbatfrieden über die Erde ausgießen wird!

6. Kapitel:

Unterwegs nach Sedan.

Nach einer auf Stroh zugebrachten Nacht, während welcher die Regentropfen mit etwas unangenehmer Sicherheit ihren Weg durch's löcherichte Dach zu unserm Gesichte fanden, sammelten wir uns in der Frühe, um der voranmarschirenden Armee nachzurücken. Wir waren während des Aufenthalts zu einer ziemlich starken Schaar herangewachsen. Zu den Speyerer Turnern und Studenten war noch ein Trupp anderer Pfälzer gekommen, auch eine Anzahl junger Berliner, die nicht gerade die sorgfältigste Auswahl repräsentirten, und Studenten aus Jena und Greifswald hatten

sich herzugefunden. So waren wir eine ziemlich zusammengewürfelte Schaar und es zeigte sich auch bei uns, daß die deutsche Einigkeit damals noch nicht definitiv begründet war, Nord- und Süddeutschland wollte da nicht immer zusammen stimmen. Aber wohlgemuth fuhren wir auf unsern Leiterwagen, die uns die Güte des Barons verschafft hatte, der uns jungen ungeübten Leuten wohl keine besondere Marschfähigkeit zutraute, durch die Vogesen nach Frankreich hinein. An den Armen und Kopfbedeckungen prangte das Zeichen, das unsere Aufgabe bekundete und uns zum Schutze dienen sollte und lustig flatterte auf einem der Wagen die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze.

Am nämlichen Tage, an dem in Wörth der blutige aber glänzende Sieg erfochten worden war, hatten auch in Spichern die Kanonen gedonnert und die deutschen Truppen hatten mit derselben zähen, todesmuthigen Kühnheit, die sie an den Hügelwänden vor Fröschweiler und Elsaßhausen gezeigt, auch dort die Höhen erstürmt und den Feind aus seiner festen Stellung herausgeworfen. Während derselbe hier sich auf Metz rückwärts concentrirte, floh Mac Mahon mit seinem decimirten Corps von Wörth gegen Chalons hin. Die Vogesen mit ihren engen Pässen und steilen Waldwegen bildeten einen trefflichen Schutzwall für ihn, an dem die verfolgenden deutschen Heeresmassen sich stauten und ihm Zeit lassen mußten, seine aufgelösten Truppenkörper wieder einigermaßen zu sammeln und einen großen Vorsprung zu gewinnen. Wir eilten also, Mittwoch, den 10. August, auf unserm Wagen den deutschen Truppen nach. Waren doch inzwischen weitere Hülfskräfte genug eingetroffen, um die Arbeit in den Lazarethen von Wörth zu übernehmen. Auch hatten sich durch Evakuirung die Reihen der Verwundeten beträchtlich gelichtet. So wares uns ermöglicht, vorwärts zu eilen, um im Falle einer neuen Schlacht bei der Hand zu sein.

Es war eine lange Fahrt, die uns aus dem Elsaß durch Lothringen mit seinen schönen fruchtbaren Hügeln in die staubige Champagne hinein und von da nördlich durch die waldigen Argonnen bis nach Sedan führte, und nur mit viel Mühe kamen wir oft auf den mit Militär und endlosen Munitions- und Proviantcolonnen bedeckten Straßen voran. Kam es doch vor, daß manchmal 3 solcher Wagenzüge nebeneinander auf einer Chaussee fuhren, zwei hin und einer her. Da galt es für die Fuhrleute, die Wagen möglichst dicht aneinander geschlossen zu erhalten, sonst war Gefahr vorhanden, daß durch die von Nebenwegen hereindrängenden Truppen oder Wagenzüge die zusammengehörigen Colonnen auseinandergesprengt wurden. Feldgensdarmen ritten hin und her, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und wenn etwa ein Bäuerlein nicht recht pariren wollte, so sauste ihm die flache Klinge auf den Rücken. Da war wenig Schonung für Menschen und Thiere, und es mußte auch am Ende so sein, wenn den deutschen Truppen ihr rasches, trefflich geordnetes Vormarschiren, das ebenso sehr, wie ihre Tapferkeit, zu ihren großartigen Erfolgen beitrug, gelingen sollte. Müde und abgerackert vom langen Fahren auf den holperigen Wagen kamen wir meist des Abends in unseren Quartieren an, wo gewöhnlich ein Strohlager in Scheunen oder auf Speichern unser Bette bildete. Dann und wann waren es wohl auch Körnerhaufen oder Fruchtsäcke, auf die wir unsere ermüdeten Glieder hinstreckten, und manchmal haben wir uns durch ein Nachtlager unter freiem Himmel oder einem durchlöcherten Dach in unsern leichten Sommerkleidern fast steifgefrorene Beine geholt. Das wundersamste Nachtlager hatten wir wohl in Lixheim. Vom Regen durchnäßt und durchkältet waren wir dort angekommen und da das ganze Dorf mit Soldaten angefüllt war und wir uns der Näffe wegen auch nicht auf den bloßen Boden legen konnten, so blieb nichts anderes übrig, als daß wir uns auf unserm Wagen unser Nacht-

quartier zurecht machten. Aber so 6—8 Leute auf einem Leiterwagen schlafend, das war schon ein Kunststück und kein Wunder, wenn es des Nachts zu allerlei die Ruhe störenden Zusammenstößen kam. Ich wenigstens erinnere mich noch, im Verlauf der Nacht einmal in merkwürdig bange Träume hineingerathen zu sein, es war, als ob ein mir gänzlich ungewohntes Alpdrücken über mich komme; endlich wache ich auf und siehe, das Räthsel löst sich. Mein lieber, nun leider heimgegangener Freund B. lag mit seinem Kopfe gerade — auf meiner Magengrube. Da ich aber doch wohl berechtigt war, die letztere nicht für das meinem lieben Freunde von Rechtswegen gehörige Kopfkissen zu halten, so erlaubte ich mir, sein Haupt leise bei Seite zu schieben, und die Träume hatten ein Ende.

Aber der jugendliche frohe Muth, das Bewußtsein, doch auch etwas, wenn auch nur Geringes, für's liebe Vaterland thun zu können, die neuen Eindrücke und Erlebnisse, die jeder Tag brachte, halfen leicht über diese Schwierigkeiten weg. Auch fehlte es nicht an heiteren Ereignissen, die wieder einigen Ersatz boten für die Mühen des Weges. Da steht er z. B. noch deutlich vor mir, der Jude N. L. in Ingweiler, ein echter Sohn seines Volkes, mit dem hellen Entsetzen auf seinem Angesicht, als wir in ziemlich großer Zahl in's Quartier zu ihm angerückt kamen. Noch höre ich sein Gejammer über die paar Hopfenstangen, die ihm die Soldaten zerschlagen und zur Feuerung verwendet hatten, und die große politische Auseinandersetzung, die er uns dann hielt. „Was brauchen die Völker gegeneinander zu marschiren", meinte er, „und sich unglücklich zu machen? Wenn die hohen Potentaten auf dem Throne etwas miteinander haben, nu sag' ich, gibt man jedem einen Säbel in die Hand, sie sollen's selber miteinander ausmachen, sag' ich, sie sollen nur einander „verhacke", sag' ich, — was brauchen die Völker zu marschiren?" Vergnüglich lauschten wir den weltbeglückenden Lehren

des großen Weisen aus Israel, dem es ja in seiner Unschuld noch nicht bekannt geworden war, daß auch solche Völker, bei denen keine hohen Potentaten auf dem Throne sitzen, des Oefteren „gegen einander marschiren.“ Und nicht minder ergötzlich war es, als wir des Nachts in seinem Hause inne wurden, wie allzu große Vorsicht oft recht unheilvoll werden kann. War da ein junges Sanitäterlein, das sich einen Lebensmittelvorrath von 2 frischen Eiern zu verschaffen gewußt hatte und nun gar fürsorglich seinen Schatz hütete. Wo ihn aber des Nachts aufheben? Ganz still und heimlich that er seine Eier in einen seiner Stiefel, die er neben seine Matraze gestellt hatte, dort schienen sie ihm gar wohl geborgen. Aber das Unglück schreitet schnell. Will da des Morgens ganz in der Frühe, es war noch dunkel, der Nachbar auf der Matraze nebenan sich erheben. In der Dunkelheit kann man sich aber bekanntlich leicht irren, statt seines eigenen Stiefels erwischt er jenen, in dem der Schatz geborgen war, fährt mit Energie hinein und — das Weitere kann der geneigte Leser sich denken, sowohl das Halloh des unglücklichen Besitzers, der so schnöd um sein theueres Hab und Gut gekommen, als das nicht minder große Halloh des Nachbarn, der so unvermuthet zum Gelbfüßler geworden war, und dazu noch die Heiterkeit derer, die es gesehen und gehört hatten.

Doch genug. Neben dem Heiteren gab's auch viel Ernstes und Trauriges und auf dem Wege hatten wir Gelegenheit genug, die Gräuel und die verrohende Wirkung des Krieges kennen zu lernen, von jenem alten unglücklichen Weincommissionär Loisy-René in Ligny an, der den einquartierten Soldaten widerborstig begegnet war und deßwegen jämmerlich geschlagen wurde, bis zu jenem betagten Mütterlein in La Neuville au Pont an der Aisne, dessen kleines Haus mit Einquartierung gänzlich vollgepropft war und das verängstigt und verstört umherlief, weil es nicht

verstand, was die deutschen Soldaten von ihm begehrten, und mir gar herzlich die Hand drückte, als ich den Dolmetsch machte.

Immer wieder machten wir aber dabei die Erfahrung, daß die Einwohner im Kriegsfalle am besten thun, hübsch ruhig in ihren Häusern zu bleiben und den einquartierten Soldaten das möglichste Entgegenkommen zu zeigen. Verlassene Häuser sind der Willkür der Feinde preisgegeben und mit dem Hausrath wird meist viel schlimmer umgegangen, als wenn die Bewohner gegenwärtig sind und die Rücksicht auf sie Schranken auferlegt. Aber eine freundliche Behandlung verlangt der Soldat, der ja meist müde und hungrig und von den Strapazen angegriffen in seinem Quartiere ankommt, und er hat ein Recht sie zu verlangen. Wo er sie nicht findet, wo man ihm grob und widerspenstig begegnet, da kommt es leicht zu schlimmen Scenen. Dagegen fand, so weit wir es auf unserer allerdings kurzen Kriegsfahrt zu beobachten Gelegenheit hatten, ein freundlich Wort und Entgegenkommen der Hausbewohner bei unsern deutschen Soldaten immer auch eine gute Statt und es entwickelten sich da oft die gemüthlichsten Verhältnisse, die fast vergessen ließen, daß man sich in Feindesland befand. —

Von jenem oben erwähnten Lixheim führte uns unser Weg nach Saarburg. Dort gab es einen Festabend für uns, der sich mit unauslöschlichen Buchstaben in unser Gedächtniß eingrub. Wir durften dem Befehlshaber der III. Armee, dem vielgeliebten Kronprinzen von Preußen, der sich mit seinem Hauptquartier damals gerade in Saarburg befand, ein Ständchen bringen. Gegen Abend rückten wir, so stramm wir's nur vermochten, vor das Quartier des siegreichen Feldherrn. Er saß noch, wie wir durch die erleuchteten Fenster wahrnehmen konnten, mit seinen Generälen an der Tafel und wir säumten nicht, ihm einige Lieder zum Gruße erklingen zu lassen; „Deutschland, Deutsch-

land über Alles" und namentlich die „Wacht am Rhein", die ja damals an allen Ecken und aus allen Kehlen erklang, durften natürlich dabei nicht fehlen. Es war wohl weniger der zarte Schmelz Berliner und pfälzer Kehlen als seine Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit, die den Kronprinzen veranlaßten, zu uns herauszukommen. Und wie er kam, mit der kurzen Pfeife in der Hand, da zuckte es doch um seine Mundwinkel, als er die bunt zusammengewürfelte Schaar erblickte, deren Kleidung durch die Strapazen schon ziemlich mitgenommen war, so daß Mancher bereits eine bedenkliche Aehnlichkeit mit einem Bruder Straubinger besaß. Freundlich begrüßte er vor Allem den Baron, an 1866 erinnernd, und begann dann bald mit dem und bald mit jenem ein Gespräch, sich freuend, so manchen deutschen Gau unter unserer Sanitäterschaft vertreten zu sehen. Besonders eingehend und freundlich unterhielt er sich über Speyer und die Pfalz und sprach es wiederholt aus, wie wohl es ihm dort gefallen und wie ihm durch die freundliche Aufnahme, die er gefunden, die Trennung von seinen Lieben erleichtert worden sei. Plötzlich wendete er sich zu einem schmächtigen Sanitäterlein mit einem gewaltigen Yatagan an der Seite und meinte lachend: „Na, na, wo will denn der Yatagan mit Ihnen hin?" Ueberhaupt entlockte ihm unser konterbunter Aufzug noch manche scherzhafte Bemerkung. Als er sich wieder verabschiedete, stimmten wir noch begeistert in das von dem Baron ausgebrachte Hoch ein. Aber kaum war dieses Hoch erschollen, da erhob sich noch einmal eine Stimme: „Seine königliche Hoheit, der zukünftige deutsche Kaiser, lebe hoch, hoch, hoch!" Es war wohl ein Berliner, der da dem Drang seines Herzens gefolgt war. Etliche riefen wieder mit, die Andern aber schwiegen. Der schöne Traum von neuer deutscher Kaiserherrlichkeit schien uns schwerfälligen Süddeutschen der Erfüllung doch noch nicht so nahe. Der Kronprinz selber

schien den Ruf völlig zu ignoriren, er zuckte mit keiner Miene, winkte mit der Hand uns Abschied zu und schritt dampfend wieder in das Haus. Wenige mögen wohl auch an jenem Abend das alte elsässische Mütterlein beachtet haben, das sich durch den Kreis der Sanitäter durchgedrängt hatte mit dem Worte, es wolle auch einmal den „ditsche Kaiser" sehen. Es war vielleicht das erste Hoch derart, das der Kronprinz zu hören bekommen hatte, in dem auf seine künftige hohe Stellung hingedeutet war, und daß es doch einen stillen Anklang bei ihm finden mußte, weil in seinem Herzen ein starkes Sehnen und Verlangen nach Einigung Deutschlands unter hohenzollern'schen Kaisern vorhanden war, das hat die spätere Zeit dargethan. Wie glänzend lag damals sein Lebensweg vor ihm! Wie schlugen ihm, dem leutseligen Fürsten mit seiner ritterlichen Gestalt auch in Süddeutschland die Herzen entgegen. Wie sah er sich überall als einen Liebling des Volkes gefeiert, glänzende Siege waren ihm bescheert worden, der Weg zur Errichtung eines neuen deutschen Kaiserreiches ebnete sich immer mehr — aber als er endlich den Kaiserthron bestieg, wie trüb hatte sich da sein Schicksal gestaltet, wie mußte er den schönsten Hoffnungen entsagen, die Kaiserkrone wurde ihm zur Dornenkrone. Nun ist er dahin. In den deutschen Herzen aber hat er sich ein unvergänglich Denkmal gesetzt, der frische, freundliche, siegreiche Held mit seinem kühnen Muth und tiefen, zarten Gemüth, der starke fromme Dulder mit seiner tapfern Loosung: Lerne leiden, ohne zu klagen!

Stolzen und fröhlichen Herzens sind wir damals von unserm Ständchen heimgezogen in unsere Quartiere, aber ehe wir auseinandergingen, hielt noch unser Baron eine kurze Ansprache an uns. Tiefbewegt, mit Thränen in den Augen erklärte er uns, daß dieser Tag, da er seine Sanitätscolonne dem Kronprinzen habe vorführen dürfen und so freundliche Anerkennung bei ihm fand,

der schönste Tag seines Leben sei. Was stand auf dem Angesichte dieses preußischen Edelmannes für eine Liebe und Treue gegen sein Königshaus geschrieben!

Doch nach kurzer Rast in Saarburg führte unser Weg uns weiter über Lüneville nach Nancy. Unterwegs hatten wir Gelegenheit die Stimmung zu beobachten, die sich unter der Bevölkerung der von den deutschen Heeresmassen durchzogenen Landestheile gegen den Kaiser Napoleon gebildet hatte. Am drastischsten gab ein Arbeiter in Lüneville, bei dem ich einquartiert war, jener Stimmung Ausdruck, indem er seinen Hammer aus dem Gürtel zog und sagte: „Wenn ich ihn hier hätte, diesen Napoleon, ich würde ihm den Kopf zerschmettern." Aber so geht's in der Welt, wären die Siege Napoleon zugefallen, seine Franzosen hätten ihn ebenso vergöttert, wie sie ihn jetzt schalten. Der Erfolg beherrscht die Menschen. Während wir aber gegen Nancy zogen, wurden bei Metz die blutigen Schlachten von Colombey und Mars la Tour geschlagen, durch die Bazaine mit seinen Truppen bei Metz festgehalten und seine Einschließung in der Festung vorbereitet wurde. Die erste Nachricht von diesen Siegen erhielten wir in Nancy. Die große schöne Stadt war gänzlich mit Militär gefüllt. Schaaren von Bayern und Preußen wogten durch die Straßen und namentlich auf dem Stanislausplatz entfaltete sich ein buntbewegtes Leben. Es war gegen Abend des 17. August. In einem der großen Cafés dort, die mit Soldaten angefüllt waren, hatte sich ein Quartett zusammengefunden und sang deutsche Volkslieder. Freudig lauschten wir den schon lange nicht mehr gehörten Klängen, da entstand plötzlich eine Bewegung, Alles strömt nach einem Café hin, brausende Hurrahrufe ertönen von dort und pflanzen sich über die Straßen fort. Was war los? Ein Offizier hatte die Mittheilung von dem Siege des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour gebracht. Der Siegesjubel, der da entstand, als diese glänzenden

Nachrichten von der andern deutschen Armee kamen, läßt sich kaum denken. Scheu aber und mit dem Ausdruck gedrückter Stimmung oder stiller Wuth auf dem Angesicht wandelten einzelne Bewohner von Nancy zwischen den Soldaten dahin.

Am 18. August, während die Schlacht bei Gravelotte geschlagen wurde, hatten wir noch einen Ruhetag in Nancy. Wir betrachteten uns die schöne Stadt mit ihren herrlichen Plätzen und stilvollen Kirchen, trafen unter den bayerischen Truppen manchen Bekannten und drückten ihm die Hand und fühlten uns in unseren Quartieren wohl aufgehoben — Alles ohne Ahnung von dem furchtbaren Ringen, das wenige Meilen nördlich stattfand und von der entsetzlichen Ernte, die dort der Tod in den Reihen von Freund und Feind hielt. Aber auch in der Nähe, so hieß es, sei ein Kampf losgebrochen, nämlich bei der Festung Toul, die von Bayern umringt und beschossen wurde. Eine Abtheilung unserer Sanitätscolonne ging dorthin ab, kam aber bald wieder unverrichteter Dinge zurück. Es war nur blinder Lärm gewesen. Am folgenden Tage rückten wir von Nancy ab. Da wir Toul umgehen mußten, so schlugen wir Seitenwege ein, die uns durch herrliche Waldungen und romantische Thäler führten, auf einer von Bayern geschlagenen Brücke überschritten wir die Mosel und kamen schließlich in ein seitwärts von Toul gelegenes Dorf, von dem sich uns ein freier prächtiger Blick auf die Festung und die sie umgebende Ebene eröffnete. Deutlich konnten wir die Schüsse sehen, die dann und wann aus den deutschen Batterieen gegen die Wälle abgegeben wurden. Unterwegs aber hatte an jenem Tage unser Baron ernste Worte zu uns geredet. Schon in Nancy waren Gerüchte uns zu Ohren gekommen, daß die Stellung unserer Sanitätscolonne eine ziemlich erschütterte sei. Im großen Hauptquartiere wolle man nicht zugeben, daß die freiwilligen Krankenpflegerschaaren noch weiter nach Frankreich mit

vorrücken; Ungehörigkeiten, die sich einzelne Glieder derselben zu Schulden kommen ließen, Bummelei und Widerspenstigkeit gegen Offiziere, Mangel an militärischer Ausrüstung und Disciplin, die Besorgniß, daß die freiwilligen Colonnen ein hinderndes Anhängsel für die vormarschierenden Truppen sein könnten — kurz, so manches Bedenken wurde geltend gemacht. Und es waren ja auch allerdings unter den vielen herbeigeeilten Krankenpflegern — wie schon früher angedeutet — Elemente genug vorhanden, die gegründete Ursache zu solchen Bedenken gaben. Allein es scheint, daß es unserm Baron, der sich überhaupt mit der hingebendsten Treue unserer annahm, doch gelang, diesen Besorgnissen mit Erfolg entgegenzutreten. Wir durften weiter marschieren, mußten uns aber unserm Führer mit Handschlag auf Ehrenwort zu militärischem Gehorsam verpflichten und ernste Mahnungen, daß von unserer Colonne wenigstens kein Grund zu Klagen gegeben werde, mit in den Kauf nehmen.

Gar Manches haben wir noch auf unserer Weiterfahrt erlebt, Ernstes und Heiteres, allein es würde zu weit führen, Alles hier zu erzählen. Nach kurzem Aufenthalt in jenem Dörflein bei Toul, wo uns die Einwohner sammt ihrem katholischen Herrn Pfarrer sehr freundlich entgegenkamen und wo uns auch ein Jenenser Candidat der Theologie, der unserer Colonne angehörte, einen Feldgottesdienst hielt, zogen wir weiter. Durch Vaucouleur, wo einst die Jungfrau von Orleans sich aufhielt und auf die Stunde wartete, in der sie für die Rettung Frankreichs aus der englischen Gewaltherrschaft eintreten könne, und über Ligny führte uns unser Weg nach St. Dizier in der Champagne. Hier waren wir nicht mehr weit von Chalons, wo Mac Mahon seine Armee gesammelt und wieder kampffähig gemacht hatte. Inzwischen war aber Bazaine mit seinen Truppen nach Metz hineingeworfen und dort vom Prinzen Friedrich Karl mit einem eisernen Gürtel deutscher Truppen

umgeben worden, den er nicht mehr zu durchbrechen vermochte. Von den Armeecorps, die bei Gravelotte gekämpft, waren drei abgezweigt und unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen zur Maaßarmee vereinigt worden. Im Anschluß an die Truppen des Kronprinzen von Preußen rückten sie gegen Paris hin und hofften dem Marschall Mac Mahon in Chalons zu begegnen. Allein derselbe hatte sich zu dem abenteuerlichen, verhängnißvollen Plane bestimmen lassen, die Armeen der beiden deutschen Kronprinzen im Norden zu umgehen und sich mit Bazaine zu vereinigen. Kaum hatte man deutscher Seits davon Wind erhalten, als sofort eine energische Rechtsschwenkung der deutschen Truppen stattfand, um den Feind in der Flanke zu packen und ihn zu umzingeln. Mit welch wunderbarer Präcision und Marschtüchtigkeit dieselbe ausgeführt wurde und zu was für einem glänzenden Resultat sie bei Sedan führte, ist bekannt. Wir befanden uns damals gerade in St. Dizier, als diese Schwenkung nach Norden eintrat. Unendliche Züge von Truppen aller Waffengattungen kamen durch die Stadt. Wir folgten ihnen, an die Sanitätsabtheilung des XI. Armeecorps angeschlossen; in starken Tagemärschen ging's nun gen Norden, durch die waldbedeckten Hügel der Argonnen. Das Gefühl, daß eine Schlacht bevorstehe und daß es einen entscheidenden Schlag gegen den Feind gelte, schien alle Glieder des gewaltigen Organismus der deutschen Armeen zu durchzucken. Immer eilender ging es voran, bald zeigten sich auf den Straßen die Spuren des vor uns hergeeilten Feindes, verendete Pferde und verlorene Hufeisen, weggeworfene Schuhe und Tornister, ausgeleerte Conservenbüchsen und namentlich unendlich viele leere Weinflaschen bezeichneten seinen Weg. Am 30. August hörten wir auf der Höhe von La Berlière den Kannonendonner und das Mitrailleusengeknatter der Schlacht von Beaumont und am Abend des 31. befanden wir uns in der Nähe von Frénois der Festung

Sedan gegenüber. Ich stieg noch auf eine Anhöhe, wo mehrere hohe Offiziere standen und von der sich ein weiter Blick auf das Thal der Maas, die Stadt Sedan und die dahinter liegende Hochfläche eröffnete. In der Ferne sah man breite rothe Massen sich hin und herbewegen, es waren die französischen Tuppen, die ihre Stellungen für den Kampf einnahmen. Ringsum aber brannten bald die Wachtfeuer der deutschen Regimenter, die bereit waren, den Feind in ihrer ehernen Umarmung zu zerdrücken.

7. Kapitel:

Am 1. September.

Der 1. September brach an und mit ihm ein Tag ungeahnten und unvergeßlichen Triumphes deutscher Kriegskunst und deutscher Tapferkeit. Daß eine ganze Armee von 124,000 Mann, zum Theil aus kriegserfahrenen Leuten bestehend, mit über 400 Feldgeschützen an einem Tage umzingelt und dermaßen erschüttert wurde, daß sie zur unbedingten Uebergabe gezwungen war, das steht doch völlig einzig in der Weltgeschichte da und bildet ein herrlich und unverwelklich Ruhmesblatt in der Geschichte unseres lieben deutschen Vaterlandes. Dazu der Kaiser gefangen, ein Mann, vor dem Europa solange gezittert, und doch nur ein Emporkömmling, der den Thron unter sich schwanken fühlte und darum, um den Leidenschaften seines Volkes zu schmeicheln, den Krieg so freventlich heraufbeschwor; nach den glänzenden Siegen von Wörth und Metz nun auch noch dieser glänzendste Sieg, durch den der Rest der kriegsbereiten Armee Frankreichs vernichtet erschien, dieses offenbare Gottesgericht über die welsche Ruhmsucht und Eroberungslust, die ohne Weiteres wieder in den Spuren eines Ludwig XIV. und Napoleons des Ersten zu wandeln versuchte — was Wunder, wenn gerade der Tag von Sedan sich mit unauslöschlichen Buch-

staben in das Gedächtniß des deutschen Volkes eingegraben hat! Was Wunder, wenn allerwärts in den deutschen Landen, wo rückhaltslose Vaterlandsliebe pulsirt, am 1. oder 2. September die Züge zu den Kriegerdenkmälern veranstaltet werden, um der Todten zu gedenken, die ihr Blut für der Heimath Schutz und Freiheit geopfert, und um das Gelöbniß deutscher Treue zu erneuern, und wenn von den Höhen die Freudenfeuer glänzen und in vielen Gotteshäusern Danklieder und Dankgebete zu dem emporsteigen, dem vor Allem die Ehre gebührt! Und fürwahr, es ist Grund genug vorhanden, Ihn, dem großen Schlachtenlenker dort droben, auch für die Erfolge des Tages von Sedan zu loben und zu preisen. Wenn der fromme Kaiser Wilhelm nach jener Schlacht das bekannte Wort: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung" in die Heimath sandte, so war das nicht nur so ein allgemeiner Ausdruck, wie man etwa manches Mal ein „Gott sei Dank" ausruft, ohne dabei in der That die Hülfe Gottes anzuerkennen; nein, Kaiser Wilhelm war wahrhaftig kein Mann von Phrasen, er hat erkannt, wie der 1. September 1870 wohl ein Tag des Triumphes menschlicher Kraft und Kunst war, aber auch ein Tag voll herrlicher Gotteshülfe und wie ohne die gewaltige, Alles zum glücklichen Ziele führende Hand des HErrn die menschlichen Anstrengungen niemals zu solchen ungewöhnlichen Erfolgen gekommen wären. Im Alten Testamente wird des Oefteren erwähnt, daß Gott der HErr, wenn er dem Volke Israel zu einem Siege verhelfen wollte, über die Feinde einen Geist der Verwirrung ausgoß. Ein solcher Geist der Verblendung und Verwirrung schien auch damals über die maßgebenden Persönlichkeiten in Frankreich gekommen zu sein. Das zeigte sich gleich vom Beginn des Krieges an. Wie furchtbar hat man sich französischerseits über die Schlagfertigkeit der eigenen Armee, wie über die des deutschen Heeres getäuscht und wie verhängnißvoll

ist diese Täuschung geworden! In welch leichtsinniger Sicherheit hat man sich gewiegt! Und was für eine Unsicherheit herrschte in der Heeresleitung! Da war kein klarer fester Plan, den man mit Nachhaltigkeit durchzuführen gesucht hätte. Da war kein einheitlicher Wille, der das Ganze beherrschte. Bald wollte Napoleon befehlen, bald handelten die Marschälle nach ihrem Ermessen, und bald wieder kamen Befehle von der Regierung zu Paris. Eine Maßregel lähmte die andere. In richtiger Erkenntniß der Sachlage wollte sich Marschall Mac Mahon schließlich von Chalons auf Paris zurückziehen, Napoleon war bei ihm, aber wie es scheint, damals schon ein gebrochener rathloser Mann, da kam von der Pariser Regierung der verhängnißvolle Befehl, der Marschall solle im Norden die deutschen Armeen umgehen und sich mit den Franzosen bei Metz zu vereinigen suchen. Mac Mahon gehorcht nach einigem Zögern, aber auch jetzt noch erscheinen die Vorwärtsbewegungen seiner Truppen gehemmt, unsicher und energielos und so sind ihm die deutschen Armeecorps bald auf der Ferse und treiben die französischen Soldaten, die nach den schon erfolgten Niederlagen und nach dem vielen zwecklosen Hin- und Hermarschieren das Vertrauen zu ihren Führern verloren haben, bei Sedan in das furchtbare Netz der deutschen Kanonen hinein. Und noch während der Schlacht selbst tritt diese Unsicherheit und Verwirrung in der französischen Heeresleitung deutlich zu Tage. Ja, welch' eine Wendung durch G o t t e s F ü g u n g! Wie klar zeigt sich neben aller Tüchtigkeit der deutschen Armee Gottes mächtige Hülfe! Darum, du liebes deutsches Volk, folge dem Beispiel deines großen siegreichen unvergeßlichen Kaisers Wilhelms I. und bleibe demüthig, wie er es war, und gib dem Herrn aller Herren die Ehre und in Krieg wie in Frieden vergiß niemals den, an dessen Segen Alles gelegen ist!

Doch nun zu unsern Erlebnissen am 1. September.

Sie sind zwar gar bescheidener Art gegenüber den großen Ereignissen jenes Tages und spielen sich auf einem kleinen Theil des Schlachtfeldes ab. Aber sie gewährten uns doch einen Einblick in das Stürmen und Wogen einer großen Schlacht und gaben uns wieder Gelegenheit, der Aufgabe nachzukommen, die wir uns gestellt, und unmittelbar auf dem Schlachtfelde unsere Samariterdienste zu thun. In einer Scheune hatten wir uns am Abend vor der Schlacht unser Nachtquartier gesucht und von der langen Fahrt des vorhergehenden Tages ermüdet, waren wir bald in Schlaf gesunken. Da — es mochte etwa Morgens um 3 Uhr sein — wachen wir plötzlich auf. Ein heilloser Tumult herrscht in der Scheune. Alles schreit, der Eine dies, der Andere das. „Was ist denn los?" — „Die Franzosen sind da, wir sind überfallen!" — „Fort! Fort!" — „Warum nicht gar! Das wär' doch etwas ganz Neues, daß die Franzosen auch einmal die Deutschen überfallen." Wir reiben uns die Augen und endlich stellt sich heraus, daß eine preußische Patrouille, die die Köpfe hereingesteckt, einem schlaftrunkenen Sanitäter die Idee eines Ueberfalls beigebracht hatte. So waren wir denn wieder beruhigt, aber wir blieben nun wach. Denn schon zogen die Regimenter des XI. Armeecorps gegen die Maas hinunter, um sie bei Donchery zu überschreiten und den Feind zu umgehen. Es war noch dunkel, ein dichter Nebel lag auf der Gegend und half mit, die Umgehungsbewegungen des V. und XI. Armeecorps vor den Augen der Feinde zu verdecken. In fast lautloser Stille marschierten die Bataillone an uns vorüber. Tiefer Ernst lagerte, soweit wir in der Dunkelheit es unterscheiden konnten, auf den Angesichtern der Soldaten. Sie wußten ja, es geht in eine entscheidende Schlacht, und Jeder konnte sich's sagen, daß er vielleicht in wenigen Stunden todt oder in Schmerzen sich windend auf der Wahlstatt liegen werde. Da zogen sicherlich die Gedanken noch einmal heim zu all'

den Lieben, zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind oder zur Braut und stille Abschiedsgrüße wanderten in die Heimath, und gewiß ist auch aus vielen dieser Männerherzen ein stilles heißes Gebet um Gottes Gnade emporgestiegen. Gar Mancher lernt im Angesichte des Todes noch rufen, wie der Zöllner im Tempel zu Jerusalem, auch wenn er es sonst nicht Wort haben will. Einen unvergeßlichen Eindruck aber hinterläßt dieser tiefe, stille Ernst auf den Angesichtern der sonst so fröhlichen, lebenslustigen jungen Männer.

Nachdem die Straßen etwas freier von Militär geworden waren, rückten wir nach. Kaum war es Tag geworden, so dröhnte schon aus der Gegend von Bazeille Kanonendonner herüber. Dort hatten die Bayern schon seit 4 Uhr Morgens gekämpft und sich mit zähester Tapferkeit an den Feind gehängt, um ihn am Abzuge zu hindern. Die Sachsen waren ihnen zu Hülfe gekommen und an ihrer rechten Seite in die Schlachtlinie eingetreten, und bald kam auch das Gardecorps, um zur Rechten der Sachsen die Höhen des Givonnethales zu gewinnen. Wir überschritten auf einer Pontonsbrücke die Maas, die zwischen Donchery und Sedan in einem langen schmalen Bogen um einen ziemlich hohen Hügel herumfließt. Hinter dieser Biegung des Flusses waren die beiden obgenannten preußischen Armeecorps vorbeimarschiert. Von jenem Hügel gegen Sedan hin verdeckt, gelang es ihnen, den Feind bei den Dörfern Floing und Fleigneux im Rücken zu fassen, und, nachdem im Norden mit dem Gardecorps Fühlung gewonnen war, den Ring um die französische Armee zu vervollständigen. Wir rückten nach und kamen bald an ein Gehöfte, wo wir eilends einer nachrückenden Truppencolonne den Weg räumen mußten. Es waren kurhessische Jäger darunter, mit tiefem ernstem Schweigen nahmen sie den Befehl zum scharfen Laden entgegen und marschierten weiter. Wir kamen dann auf eine Anhöhe, wo ein großer Munitionspark versammelt war.

Dort hatten wir prächtige Gelegenheit, der Entwicklung des Kampfes bei Floing zuzusehen. Auf verschiedenen Höhen waren preußische Batterien aufgefahren und beschossen die lange Reihe der französischen Kanonen und Mitrailleusen, die sich auf der Hochfläche hinter Floing befand. Die preußischen Batterien gingen jedoch bald vor und vereinigten sich ebenfalls in einer langgestreckten Linie. Wie zwei furchtbare Gewitter, die aufeinandergestoßen sind und unaufhörlich ihre Blitze entladen und sie mit ihrem Donner begleiten, so standen sich dort die Artilleriemassen gegenüber, die Gegend mit Rauch bedeckend, aus dem dann und wann die Feuerscheine hervorzuckten. Es war, wie wenn ein Vulkan zum Ausbruch gekommen wäre und Tod und Verderben speite. Unaufhörlich rollte der Kanonendonner, mit dem Geknatter der Mitrailleusen untermischt. Fortwährend stiegen unterdessen die langen dunkeln Infanteriecolonnen von den Höhen in's Thal herunter, von allen Seiten kamen sie herbei — ein Beweis, wie vertraut man deutscher Seits mit dem Terrain war — um in das Schlachtgewühl hineinzutauchen. Mit stürmender Hand, nach langem heißen Ringen entrissen sie dem Feinde das Dorf Floing und trieben ihn auf die Höhe zurück, um ihm bald auch hierhin zu folgen. Während dessen schien der Feind von dem Munitionspark, bei dem wir uns aufhielten, etwas gemerkt zu haben, von Sedan her flogen Granaten über den Berg gegen uns herüber, immer näher kamen dieselben, so daß die Munitionswägen weiter hinten ihre Stellung einnehmen mußten. Für uns kam nun aber auch der Befehl, in's Thal herabzusteigen und auf dem Schlachtfeld unsere Arbeit zu beginnen.

Wir wanderten mit unsern Bahren zur Maas hinab. Der Chaussee folgend, die sich unmittelbar an ihrem Ufer hinzieht, kamen wir bald an das einsam stehende Haus St. Albert, das wir bereits mit Verwundeten gefüllt antrafen. Wir hielten uns aber nicht

auf, sondern bogen sofort in die breite Wiesenfläche ein, die sich zwischen den Dörfern St. Menges und Floing und der Maas gegen Sedan hinzieht. Immer näher ging es dem Kampfplatze zu. Unser Baron machte uns darauf aufmerksam, daß wir nun bald in den Bereich der Kugeln kommen könnten und da wir nicht verpflichtet seien uns der Lebensgefahr auszusetzen, so stellte er es denen, die etwa nicht weiter mit vorrücken wollten, frei, bei St. Albert zurückzubleiben. Ich weiß nicht, ob einer zurückblieb, bezweifle es auch, wir sahen uns nicht lange um, die Colonne marschierte unter der Führung des Barons ruhig weiter. Kurz vorher waren Abtheilungen des XI. Armeecorps auf diesem Wege vorgedrungen, um die französische Division Liébert, die auf den Höhen zwischen Floing und Sedan noch immer heldenmüthigen Widerstand leistete, in ihrer linken Flanke zu fassen und zurückzuwerfen. Eine Pioniercompagnie sahen wir noch vor uns hermarschieren. Tapfer schritten wir mit unsern Bahren hinter ihr drein, der Kampf schien sich schon in ziemliche Ferne gezogen zu haben. Wir sahen uns nach Verwundeten um, aber vergeblich, wir erblickten nirgends einen, das Feld dort war schon völlig gesäubert. Mit einem Male aber fängt's ganz merkwürdig an, uns um die Ohren zu pfeifen. So ein eigenthümliches „hisch, hisch" läßt sich hören und ruft augenblicklich ein gewisses unbehagliches Gefühl hervor. Wir schauen überrascht auf, wir erblicken keine Franzosen vor uns, und doch immer wieder das Pfeifen, oft ganz nah am Ohr vorüber, immer wieder „hisch, hisch", wir sehen nichts, das pfeift so schnell dahin. Und auf dem Stück Felde, das zwischen den Wiesen lag und auf dem wir gerade marschierten, fährt da und dort heftig ein kleines Staubwölkchen in die Höhe — ja, was war's? Blaue Bohnen waren's, die aus ziemlich weiter, von Pulverdampf verhüllter Ferne zu uns herüberkamen. Sie galten wohl den Pionieren, die vor uns hermar-

schierten, aber sie waren über die Köpfe derselben weggegangen und bedrohten nun die unsrigen. Was aber nun thun? Verwundete lagen an jener Stelle ja doch keine herum, sollten wir uns zwecklos todtschießen lassen? Das war doch eigentlich nicht nöthig. Unser Baron sah das offenbar auch ein, denn er kommandirte eine Rechtsschwenkung und eilend gings zur nahen Maas hinüber. An ihrem tief eingeschnittenen Ufer fanden wir ein schützend Plätzlein. Da lagen wir nun am Uferabhang und streckten die Köpfe empor, um, soweit es möglich war, dem Gang des Gefechtes auf der Hochfläche hinter Floing zu folgen. Aber mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Den französischen Kugeln waren wir zwar vorerst glücklich entgangen, sie flogen unschädlich über unsere Köpfe weg in die Maas hinein. Doch in der Eile, in der wir Deckung suchten, hatten wir uns, ohne es zu merken, an einen großen Ameisenhaufen hingelegt, und während wir voll des gespanntesten Interesses auf das Schlachtfeld hinüberblickten, krabbelte es uns auf einmal die Beine hinauf und krabbelte und krabbelte immer weiter und wir wurden jämmerlich von den gereizten und von der allgemeinen Kampfeshitze auch mit fortgerissenen Ameisen zerstochen. Doch wir ließen sie stechen und beißen; was wir in jenem Moment auf dem Kampfplatz oberhalb Floing mit ansehen durften, riß unsere Aufmerksamkeit so völlig hin, daß wir den Ueberfall, den das kleine vielfüßige schwarze Armeecorps gegen unsere Beine ausführte, weiter gar nicht mehr beachteten.

Ehe ich aber zur Schilderung des nun Geschauten übergehe, sei es gestattet, noch einmal kurz auf den Verlauf der Schlacht zurückzukommen. Es mochte damals gegen 2 Uhr sein. Die Einschließung der französischen Armee war um diese Stunde bereits eine vollendete Thatsache. Auf allen Seiten waren die Abhänge der Hochfläche von Sedan, auf welcher der Feind seine Schlachtordnung gebildet hatte, erstürmt

worden und die französischen Truppen sahen sich auf einen engen Raum, der sich von dem Gehölz von Garenne an bis nach Sedan hin erstreckte, dicht zusammengedrängt. Und nicht weniger als 71 deutsche Batterieen, also über 400 Kanonen vereinigten von drei Seiten her ihr Feuer gegen dieselben und überschütteten sie im vollen Sinne des Wortes mit einem Hagel von Granaten. Das war ein unaufhörlich Rollen und Donnern, Krachen und Platzen, daß man meinen konnte, die Hölle hätte alle ihre Geister losgelassen. Die französischen Infanteriemassen und Reserven mochten Deckung suchen, wo sie wollten, sie mochten da und dort hineilen, es war umsonst, überall wurden sie von den Granaten erreicht und ganze Reihen niedergerissen. In den Thalmulden, die sich dort droben hinzogen, wie auf den Anhöhen, im Walde wie im freien Felde sahen sie sich den mörderischen Geschossen des Feindes machtlos preisgegeben. So mußten sie in Unordnung gerathen und immer mehr in ihrer Widerstandskraft gelähmt werden. Muthlosigkeit und Verzweiflung mußten die gehetzten Regimenter schließlich ergreifen, die nirgends mehr eine Zuflucht finden konnten, und so kam es, daß schon während der Schlacht sich Tausende fast widerstandslos ergaben und gefangen genommen wurden. Da und dort strengte sich wohl noch ein tapferer General an ein paar Bataillone zu sammeln und mit ihnen einen Durchbruch zu versuchen, allein vergeblich, alle Versuche scheiterten an der entschlossenen Haltung der deutschen Truppen. Da warfen zuletzt — es war auf der Hochfläche bei Floing — etwa 7 bis 8 französische Reiterregimenter noch ihren ganzen kühnen todesverachtenden Heldenmuth in die Wagschaale und suchten mit gewaltigem Anprall die eiserne Kette der deutschen Truppen zu durchbrechen, die sich immer enger und fester um die französische Armee wand. In mehreren rasch aufeinander folgenden Vorstößen brauste die colossale Reitermasse gegen die Hessen-Nassauer, Thüringer und

niederschlesischen Jäger heran, die sich theils oben auf der Höhe bei Floing eingenistet hatten, theils noch von der Maas her im Sturm auf die Anhöhen begriffen waren. Aber wenn sie auch hie und da die ersten Schützenlinien überritten, an dem Schnellfeuer der Bataillone brach sich ihre Wucht, die Massen stoben auseinander, die Hälfte ihrer Mannschaft blieb auf der Wahlstatt liegen, die andre Hälfte jagte in wilder Flucht nach den Thalschluchten des Waldes von Garenne zurück.

Von unserm Zufluchtsorte an der Maas aus hatten wir nun Gelegenheit, einen dieser Angriffe mit anzusehen. Wir sahen sie heranstürmen die Masse der todesmuthigen Reiter, in wilder Eile brausten sie über die Hochfläche hin. Ihnen gegenüber standen die dunkeln Reihen der preußischen Infanterie, ruhig und fest, ohne einen Schuß abzugeben, den Feind erwartend. Immer näher kamen die heranstürmenden Schwadronen, jetzt, jetzt mußte der furchtbare Anprall erfolgen, da — als sie bis auf eine bestimmte Distanz herangekommen waren, erfolgte das Schnellfeuer, ein ununterbrochen Rollen und Knattern, der Pulverrauch deckte rasch die ganze Kampfesscene zu. Als aber das Schnellfeuer wieder verstummte und der Rauch sich zu verziehen anfing, da sahen wir ganze Reihen von Pferden wie hingemäht auf der Höhe liegen, ihre Reiter unter ihnen begraben, und der Rest raste in wilder aufgelöster Jagd wieder zurück. Manche der Reiter waren seitwärts ausgebogen, geriethen in Kreuzfeuer und stürzten zum Theil die Anhöhen herunter. Es war schauerlich mit anzusehen, was der Tod dort droben für eine Ernte hielt und wie an diesen kleinen Bleigeschossen auch der größte persönliche Heldenmuth ohnmächtig zerschellte. Etwas Imponirendes aber lag andrerseits in der Ruhe und Sicherheit, mit welcher die deutschen Truppen den gewaltigen Ansturm erwarteten und abwiesen. Aber kaum war dieser erste Angriff zurückgeschlagen, so nahten

schon wieder neue Reitermassen. Es schienen Kürassiere zu sein, mit lauter weißen Pferden beritten. Da lag die lange dichte Reihe ihrer beim ersten Angriff gefallenen Kameraden vor ihnen, ihr eigenes Schicksal war ihnen damit vor die Augen gerückt, sie achten es nicht, ohne Zaudern weihen auch sie sich dem Tode, um ihrem hartbedrängten Heere Luft zu schaffen. Sie rasen heran, aber mit derselben Kaltblütigkeit und mit demselben sichern Schnellfeuern wird auch diesmal der Feind von den preußischen Linien empfangen und wie an einem granitenem Fels zerscheitert theilt sich auch diese neue Woge.

Mit begreiflicher Spannung hatten wir dem großartigen Vorgange zugesehen. Plötzlich aber sah ich zwischen hinein meinen Freund B., der neben mir lag, zusammenzucken, erschrocken sah ich nach ihm um, eine Kugel war ihm unmittelbar über dem Kopfe hingefahren, hätte er seine Stirne ein paar Zoll höher erhoben, so lag er in seinem Blute neben mir. Gott hat treulich in den Gefahren jenes Tages seine Hand über ihn und uns Alle gehalten. Während wir aber am schützenden Maasabhang lagen, spazierte unser tapferer Baron oben getrost hin und her, sich nicht viel um die Kugeln kümmernd, von Anno 66 her wird er wohl schon an ihr fatales Pfeifen gewöhnt gewesen sein. Doch allmählig kamen die Geschosse seltener und bald blieben sie ganz aus. Wir erhoben uns. Die Reiterangriffe waren noch nicht zu Ende. Immer wieder und auf verschiedenen Seiten suchten die Kavalleriemassen noch durchzubrechen, überall vergeblich. Wir geriethen bald darauf noch in die nächste Nähe eines dieser Angriffe, und als wir gegen Abend durch Floing kamen und auf die Höhe hinaufstiegen, da trafen wir schon in der Hauptstraße des Dorfes zahlreiche Leichen versprengter Reiter und Pferde, in den Chausseegräben lagen sie, in dichten Reihen bedeckten sie die Höhe, an den Abhängen waren sie hingestreckt und in die Stein-

brüche von Gaulier und Cazal hinuntergestürzt. Lanciers und afrikanische berittene Jäger, Kürassiere und Husaren, alle Reitergattungen waren vertreten. Drei französische Generäle waren bei jenen Angriffen gefallen und einer verwundet worden. Die tapfern Reiterschaaren aber hatten mit ihrem todesmuthigen aufopfernden Vorgehen das bereits besiegelte Geschick der französischen Armee nicht mehr aufzuhalten vermocht.

Wir schritten nun von der Maas über den Wiesengrund weiter und kamen bald an einen kleinen Bach, der sich zwischen streckenweise tief eingeschnittenen Ufern von Floing nach dem Flusse hinüberzieht. Noch immer waren wir nicht auf Verwundete gestoßen. Da — wir waren gerade im Begriff den Bach zu überschreiten — begann wieder ein Pfeifen in der Luft, aber das war ganz anderer Art als das erste. Das sauste und heulte daher, wie wenn der Sturmwind durch ein enges Loch fährt, mit einmal krachte es über unseren Köpfen und rechts und links schlugen die Eisenstücke in den Boden, ihn aufwühlend und nach allen Seiten hinspritzend. Was war das? Aber kaum gefragt, saust und heult und kracht es schon wieder. Das waren Granaten.

Und nun kam eines um das andere von den wüsten Dingern da angefahren, und als ob sie uns ganz extra guten Tag sagen wollten, hielten sie immer gerade über unsern Häuptern an und zerplatzten in der Luft, ihre Splitter zu uns herabsendend. Warum die Franzosen gerade den Platz beschossen, an dem wir doch so überaus ungefährlichen Leute uns befanden, ist mir bis heute ziemlich unverständlich geblieben. Deutsche Truppen waren keine mehr in der nächsten Nähe, die ihnen als erwünschtes Zielobjekt hätten erscheinen können. Nur einige, wahrscheinlich bei dem hartnäckigen Kampf, der durch die Straßen von Floing getobt hatte, versprengte preußische Infanteristen hatten an dem Bache eine Zuflucht gesucht. Vielleicht hatten ihre im Sonnen-

licht glänzenden Pickelhauben über die Ufer hinausgeragt und den Feind auf den Gedanken gebracht, daß dort eine Abtheilung Reserve ihre Aufstellung genommen habe. Möglich, daß daher seine Kugeln kamen. Jedenfalls waren wir einer förmlichen Beschießung ausgesetzt, retiriren wollten wir aber nicht, für Verwundete konnten wir auch nicht sorgen, da keine an jener Stelle lagen, so legten wir uns denn an die Ufer des Floingbaches hin und warteten ab, wie die Sache sich dort weiter gestalten werde. Aber so sonderlich behaglich und gemüthlich war die Situation gerade nicht. Wer mit der Waffe in der Hand mitten im Kampfe drin steht, denkt schließlich fast gar nicht mehr an die Gefahr, das Kampfgewühl hat etwas Berauschendes und Betäubendes und die vorüberfahrenden Kugeln werden am Ende wenig mehr beachtet. Aber wenn man so ruhig und unthätig daliegt und schon den scharfen metallischen Klang, mit dem die Granate das Kanonenrohr verläßt, und dann ihr Heransausen durch die Luft hört, wenn man da so hübsch Zeit hat bei sich zu denken, wo wird diese Kugel jetzt hinfahren, vielleicht gerade auf deinen armen Kopf, da hat die Lage doch noch ihre besondere Unannehmlichkeit. Eine geraume Zeit lagen wir dort, immer und immer wieder kamen die Kugeln angeheult, jeder Augenblick konnte unser letzter sein und wohl Mancher hat seine Seele in Gottes Hand befohlen. Und diese Hand hat sich auch schirmend über uns ausgebreitet. Zwischen den Weidenbäumen fuhren die Splitter hindurch, in's schmale Wasser des Baches hinein, rings wühlten sie den Boden auf, wir blieben aber Alle unversehrt. Endlich verstummte das Geheule in der Luft. Wir erhoben uns. Da kam noch einmal eine Granate herangeflogen, zerplatzte über uns, ich sah, wie zwei Mitglieder unserer Colonne, die ziemlich nahe beieinander gestanden, plötzlich auseinander prallten, den Einen hat's förmlich herumgedreht, ein starker Splitter war gerade zwischen ihnen durchgefahren, zum Glück

ohne sie zu treffen. Das war nun aber doch der letzte Gruß gewesen, den uns die französische Batterie gesendet, und auch die zweite Gefahr, die uns an diesem Tage drohte, war damit glücklich überstanden.

Wir schritten nun etwas links gegen die Straße hin, die von Floing nach Sedan führt. Dort fanden wir endlich, was wir suchten, verwundete Preußen und freudig und eifrig machten wir uns daran, sie auf unsere Bahren zu laden und zu den ersten Häusern des Dorfes hinüberzutragen. Aber kaum hatten wir damit begonnen, da ging der Tanz auf's Neue los. Wiederum pfeift's, wiederum schwirren uns Flintenkugeln um den Kopf, wir sahen auf — aber was war das? Wir trauen unsern Augen kaum. Waren die deutschen Linien doch noch durchbrochen worden? Hatte die Schlacht doch noch eine unglückliche Wendung genommen? Da sprengte im vollen Galopp eine lange Reihe von französischen Kürassieren gerade gegen uns und den Floingbach zu. Die Kürasse glänzen im Sonnenschein, die langen Roßhaarschweife flattern auf den Helmen, die Pallasche funkeln, der Boden scheint zu zittern unter den Hufen der Pferde — was war denn geschehen? Wo kamen diese Schwadronen her? Hatten die Reiterangriffe doch noch zu einem siegreichen Ende geführt? Es ist begreiflich, daß uns da ein Schrecken durch die Glieder fuhr. Da standen wir, wir wußten nicht, was vorgegangen. Aber lange Zeit zum Besinnen war auch nicht vorhanden, wenn wir nicht unter den Tritten der Pferde zerstampft werden wollten. Rasch nahmen wir die Bahre mit dem Verwundeten, die wir gerade getragen, und eilten wieder zu unserm vorigen Schutzorte, dem Floingbache, hin. An einer Stelle, wo seine Ufer ziemlich hoch waren, stiegen wir hinab und hatten gerade noch Zeit, auch die Bahre mit unserm Verwundeten mit hinunter zu nehmen. So waren wir der ärgsten Gefahr entronnen. Oben am Uferrand stand der Fahnenträger unserer Colonne und

schwang krampfhaft das weiße Banner mit dem rothen Kreuze, zum Zeichen, daß hier kein Feind sei, der angegriffen werden dürfe. Wildes Schlachtgetümmel, Schüsse, Kommandoworte, das Schnauben und Stampfen der Rosse tönt zu uns herab. Was geht dort droben vor? Wer ist denn nun Sieger? Bald streckten wir die Köpfe wieder über das Ufer empor und sahen, daß die Masse der Kürassiere am Bache zum Halten gekommen war. Der letztere war doch an den meisten Stellen zu breit und die Ufer zu steil und hoch, als daß sie über ihn hätten wegsetzen können. Nur weiter unten, wo seine Ufer flacher sind, waren einige Reiter über ihn gesprengt und jagten gegen St. Albert hin. Aber wir merkten bald, daß die Kürassiere von preußischen blauen Husaren völlig umringt waren und dort am Bache war .ihre Flucht zum Stehen gekommen. Einzelne wurden niedergeschossen, Andere zusammengehauen, weitaus der größte Theil gefangen genommen. Rasch wickelte sich die ganze schauerliche blutige Kampfesscene vor uns ab. Da stürzt ganz in unserer Nähe ein Pferd in den Graben hinunter, es macht noch Versuche, sich zu erheben, vergeblich. Gleich drauf sehe ich einen Kürassier das Ufer herabsinken, es war ein großer stattlicher Mann, sein Angesicht bleich, der Helm war ihm vom Haupte gefallen, aber den Säbel hatte er noch in der Hand, ein leises, aber doch deutlich vernehmbares: „O mon dieu“, o mein Gott, zittert von seinen Lippen. Einzelne von den Reitern waren von ihren Pferden gesprungen, Helm und Säbel hatten sie weggeworfen, waren über den Bach geklommen und suchten querfeldein zu entspringen. Da kam ein preußischer Husarenoffizier herbeigeritten und ganz nahe bei uns, so daß wir es nur zu deutlich hören konnten, rief er den oben schon erwähnten versprengten Infanteristen, die sich immer noch an dem Bache aufhielten, zu, indem er mit seinem Säbel nach den fliehenden Franzosen hindeutete: „Schießt doch die Hunde dort zusammen!“

— Es war ein Wort von entsetzlichem Klang, das uns durch Mark und Bein ging. Die Infanteristen legten an, es knallte da und knallte dort und Einer nach dem Andern von den zu entkommen suchenden Franzosen ward niedergeschossen. Eine wilde, blutige, erbarmungslose Jagd war es, eine Menschenjagd, die sich da vor unsern Blicken abspielte. Aber so ist es nun einmal Kampfesbrauch, nicht den Fliehenden, nur den sich Ergebenden gegenüber ruht die Waffe.

Ich werde jenes entsetzliche Kommandowort — die Feder sträubt sich, es ein zweites Mal niederzuschreiben — mein Leben lang nicht vergessen. Es ließ so recht deutlich zu Tage treten, wie im Kampfesgewühle die Menschen eine wilde Erregung, eine furchtbare Leidenschaft, eine wahre Mordlust ergreift, und wenn sie sonst sich vielleicht scheuen, auch nur einen Wurm zu zertreten oder nur mit einem Wörtlein einem Nebenmenschen wehe zu thun, in der Schlacht haben sie schließlich keinen andern Gedanken, als unschädlich zu machen und zu vernichten, was ihnen vom Feinde begegnet.

Doch bald ward es wieder stille, die Gefangenen wurden abgeführt, die Husaren ritten wieder gegen Sedan hin, nur die Todten und Verwundeten blieben zurück. Das Generalstabswerk berichtet (Seite 1240), daß es zwei Schwadronen des 1. Kürassierregiments gelang sich durch die preußische Infanterie ihren Weg nach Gaulier zu bahnen und gegen die am Nordrande des Dorfes aufgestellten 2 Schwadronen des Husarenregiments Nr. 13 überraschend vorzubrechen. Doch griffen die letzteren den Feind sofort an, während eine noch in der Maasniederung befindliche Pionier-Compagnie und andere in der Nähe stehenden Infanterieabtheilungen ihr Feuer auf die Kürassiere vereinigten. Dieselben bogen nun auf Floing aus, doch wurden viele von den Husaren erreicht und gefangen, andere durch Geschosse niedergestreckt. Ein kleiner Theil gelangte zwar in die Gegend von St. Albert und richtete unter

den nachrückenden Truppenfahrzeugen und auch in einem aufgeschlagenen Feldlazareth einige Verwirrung an, fand aber gleichfalls bald seinen Untergang durch entgegentretende Infanterie. Dieser Vorgang ist es, dessen Augenzeugen wir geworden waren.

Wir schafften nun unsern verwundeten Preußen wieder aus dem Bachgraben heraus und trugen ihn in's nächstgelegene Haus in Floing. Dann schritten wir auf der rechten Seite des Baches hin und trafen bald auf einen der Kürassiere, die geflohen und niedergeschossen worden waren. In furchtbaren Todeszuckungen wälzte er sich umher. Wir glaubten ihn liegen lassen zu sollen, da er ja doch im nächsten Momente sterben mußte, aber er schrie in verzweifelndem Tone: à l'hôpital, à l'hôpital, er wollte in's Spital, in's Lazareth gebracht werden. Wir legten ihn auf die Bahre, aber er wälzte sich in seinen Krämpfen wieder herunter, noch einmal legten wir ihn darauf und wiederum wälzte er sich herab. Da blieb uns nichts Anderes übrig, wir mußten den armen Menschen seinem Schicksal überlassen. Mehrere Verwundete schafften wir noch in das Lazareth, bis der ganze Platz von unserer Colonne abgesucht war. Einer derselben ist mir noch besonders im Gedächtniß geblieben. Es war ebenfalls ein französischer Kürassier, der einen furchtbaren Hieb über den Kopf erhalten hatte. Die ganze Schädeldecke war gespalten und die Wunde ging noch durch's halbe Gesicht herab. Ein Husar mußte ihm von Pferde herab den Hieb versetzt haben. Der Mann lag regungslos am Boden. Wir hielten ihn für todt. Als wir aber noch einmal an ihm vorbeikamen, sah ich seine Augenlider zucken, die Sonne schien ihm gerade in's Gesicht. Ich trat näher, knüpfte ihm seine festgespannte Uniform auf, und in demselben Momente öffnete er die Augen und er besaß trotz seiner Verwundung noch so viele Kraft, daß er, auf zwei von uns gestützt, selbst nach Floing hinüberschreiten konnte. Auch so viel Besinnung hatte

er noch, daß er sich nach seinem großen weißen Mantel umsah und ihn durchaus mithaben wollte. Aber auch dieses jugendkräftige blühende Menschenleben war wohl dem Tode verfallen.

In jenem nächstgelegenen Hause zu Floing, in das wir unsre Verwundeten trugen, war der ganze Hof bereits belegt und Aerzte waren daselbst in eifriger Thätigkeit begriffen. Namentlich lagen viele französische Kürassiere dort, von denen ein junger Unteroffizier mir besonders in der Erinnerung geblieben ist. Er hatte einen ungefährlichen Schuß durch Fleischtheile des Beines, jammerte aber ganz entsetzlich darüber, daß ihm nun sein Avancement verdorben sei, er sei gerade daran gewesen, Unterlieutenant zu werden, jetzt aber müsse er in die Gefangenschaft wandern und mit der so heißersehnten Beförderung sei es nichts. Er war ein Elsässer und jammerte auf deutsch und auf deutsch konnten wir ihn auch trösten, er solle Gott danken, daß er nicht todtgeschossen sei, da wäre es mit dem Unterlieutenant jedenfalls noch gründlicher vorbei gewesen. In dem Bauernhause selbst sah es übrigens ganz merkwürdig aus. Die Schränke waren erbrochen, Kisten und Kasten ausgelehrt und umgestürzt, der Inhalt lag zum Theil auf dem Boden umher zerstreut. Hier war ganz offenbar geplündert worden. Aber wer hatte geplündert? Wer die Gräuel verübt? Daß unsre deutschen Soldaten bei dem heftigen hartnäckigen Kampf, unter dem sie die Feinde aus dem Dorf hinaustreiben mußten, zu dieser schändlichen Arbeit Zeit gefunden hätten, das kann doch gewiß nicht angenommen werden. Es war vielmehr ein liebenswürdiges Andenken, das die Franzosen selber, die das Dorf besetzt gehalten hatten, ihren Landsleuten zurückließen. Ueberhaupt wurde viel von den Bewohnern jener Gegend über die Zuchtlosigkeit der französischen Soldaten geklagt. Die Bande der Manneszucht und Ordnung waren gar locker unter ihnen geworden. Wenn sie aber derart im eigenen

Lande hausten, was hätte man in Deutschland erst von ihnen zu erwarten gehabt! Gott sei Dank, der unsere Grenzen geschirmt! Mitten in jenem Trubel aber wandelte ruhig und furchtlos eine wackere Bauernfrau umher, für die Verwundeten einen kräftigen Kaffee kochend, und wir waren dankbar, daß auch für uns, die wir an jenem Tage fast noch nichts genossen hatten, ein Täßchen abfiel.

Inzwischen war die Zeit vorangeschritten und der Abend nicht mehr fern. Der Kanonendonner war fast gänzlich verstummt. Die Sachsen, die preußischen Garden und Abtheilungen des 5. und 11. Armeecorps waren von allen Seiten in den Stützpunkt der französischen Stellung, den Wald von Garenne eingedrungen und Tausende der gehetzten Franzosen, die nirgends mehr Zuflucht und Rettung sahen, ergaben sich und wurden gefangen abgeführt. Die Anderen flüchteten in dichten Schaaren nach der Festung, Alles drängte sich durch die engen Thore, dort traten und ritten sie erbarmungslos einander nieder, verzweifelnd suchte nur Jeder sein eigenes Leben zu retten und Scenen ereigneten sich, die an den Uebergang über die Beresina erinnern. Zwar hatte General Wimpffen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl übernommen hatte, noch heftige Vorstöße gegen die Bayern in Balan ausgeführt und einen Durchbruch gegen Carignan versucht. Vergeblich, auch hier stellte sich die deutsche Tapferkeit als unübersteiglicher Wall entgegen. Immer näher zog sich der furchtbare Gürtel der deutschen Geschütze um Sedan zusammen, eine Zeit lang wurde die Stadt selbst beschossen, die Flammen loderten in ihr empor, die Granaten sausten in die dichtgefüllten Straßen, furchtbaren Schrecken unter den verzweifelnden französischen Truppen verbreitend — da flatterte die weiße Fahne auf den Wällen, das Feuer wurde eingestellt und die Kapitulationsunterhandlungen begonnen.

Um diese Zeit mag's gewesen sein, daß wir auf

Anordnung unseres Barons, nachdem die Umgebung des Floingbaches von Verwundeten gesäubert war, mit unsern Bahren durch das Dorf schritten und dann die Anhöhen hinter demselben hinanstiegen. Wie die Chausseegelände und die Abhänge mit todten Pferden und Reitern besät waren, ist bereits früher erwähnt. Wir wanderten, so viel ist mir in der Erinnerung geblieben, an einem schönen, auf der Höhe gelegenen Landhause vorüber, das aber auch schon voll Verwundeter lag, und noch etwas lag in dichten Mengen in dem Hause und um dasselbe herum, das waren leere Weinflaschen. Der Besitzer mochte wohl später keinen großen Vorrath mehr in seinem Weinkeller aufgefunden haben, die Franzosen hatten ihn gründlich benützt, um sich Muth einzuflößen. Weiter ging's dann an einzelnen Gehöften vorbei, wahrscheinlich zu Cazal gehörig, und gegen den Wald von Garenne hin. Plötzlich hören wir unsern Baron einen freudigen Ruf ausstoßen. Er eilt vorwärts auf eine Abtheilung Husaren zu, die am Waldrande hinreitet. Ein Offizier springt vom Pferde und die Beiden umarmen sich und drücken sich in herzlicher Freude. Es war der Sohn des Barons und das Glück des alten Herrn, ihn am Abend einer siegreichen Schlacht wohlbehalten anzutreffen, natürlich ein gar großes. Wir gönnten ihm von Herzen die Freude, aber über die Husaren hinweg schweifte unser Blick weiter, dort erschien der abendliche Himmel geröthet, dichte Rauchwolken stiegen empor, es war das brennende Bazeille; auch etwas weiter rechts, von Sedan her, leuchtete Feuerschein herüber und redete von Angst und Noth und Jammer in diesen brennenden Häusern. So geht's, auf dem Schlachtfelde wie im Leben überhaupt, Freud und Leid wohnt unmittelbar nebeinander; in das freudige Hurrah, mit der die Stellung des Feindes erstürmt wird, mischt sich der Todesschrei des Getroffenen, in den Siegesjubel das Zähneknirschen der Unterlegenen, da begrüßen sich Zwei voll Freude

nach glücklich überstandener Gefahr, dort muß Einer voll Wehmuth an das Lied denken vom guten Kameraden: „Es hat ihn weggerissen, er liegt zu meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir", und in den brennenden Häusern nebenan verkohlen vielleicht die Leichname von Menschen, die sich nicht mehr zu retten vermochten.

Doch es gab auch einige Arbeit für uns an dem Walde dort droben. Ein schmales Gehölz zog sich neben der Chaussee hin, aus dem einige Compagnieen des 5. preußischen Jägerbataillons den Feind vertrieben hatten. Wir suchten dasselbe ab und trugen die Verwundeten heraus auf die Straße, dort wurden sie theils auf Wagen gelegt, die sich gerade daselbst befanden, theils in die Häuser von Cazal gebracht. Tief im Gebüsch fanden wir die Leiche eines Offiziers und damit er nicht etwa lange Zeit unbeerdigt liegen bleibe, trugen wir ihn heraus und legten ihn in das Grün des Grabens an der Straße, einen Zweig zu seinen Häupten steckend. Ich schaute ihm noch einmal in's Angesicht, es war ein noch ganz junger Mann. Aber auch all' der Lebensfreude und Lebenshoffnung dieses jungen Herzens hatte das Stücklein Blei ein jähes Ende für diese Erde bereitet. Das alte Lied: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen; wer ist's der uns Hülfe thu', daß wir Gnad erlangen", soll ja nie in uns verklingen, auch wenn keine sichtliche Gefahr uns umgibt. Aber wie klingt's einem doch mit so besonderem tiefen Ernst durch die Seele, wenn man über ein Schlachtfeld geht und von dem Schnitter, der Gewalt hat vom lieben Gott, die Hunderte und aber Hunderte dahingemäht sieht!

Mittlerweile aber fing es stark zu dunkeln an. Noch einen der verwundeten Jäger nahmen wir auf unsere Bahre und trugen ihn nach einem ziemlich stattlichen Landhaus in Cazal. Als wir eintraten, fanden wir auch dieses Haus schon gänzlich mit Verwundeten belegt. Es waren aber lauter Franzosen, und französische Lazarethdiener sahen wir ab- und zugehen. Als nun

der gute Schlesier, den wir auf der Bahre hatten, nichts als rothe Hosen um sich erblickte, gerieth er in große Angst und Aufregung und bat uns um Gottes willen, ihn nicht unter dem welschen Volke da liegen zu lassen; da könnte ihm am Ende noch vollends der Garaus gemacht werden. Jämmerlich hielt er an und wir hätten ihm gerne seinen Wunsch erfüllt, ob wohl derselbe ja thöricht war und er in dem französischen Lazareth nicht die geringste Gefahr zu befürchten hatte; aber guter Rath war mehr als theuer. Das ganze Cazal stack voll französischer Verwundeter, es hätte also wenig genützt, ihn in ein ander Haus zu transportiren, bei ihm bleiben durften wir auch nicht, denn wir hatten von unserm Baron gehört, daß wir uns in der preußischen Vorpostenlinie befänden und durchaus nach Floing zurückgehen müßten. Unsern Preußen aber dorthin mitzunehmen ging wieder nicht an, denn es war dunkel, wir kannten nicht Weg noch Steg, der Transport hätte außerordentlich schmerzlich für ihn werden müssen, ja wir mußten fürchten, am Ende mit ihm in einen der dortigen vielen Steinbrüche hinunterzustürzen. Wir suchten ihn daher zu beruhigen, aber vergeblich, er war nicht aus seiner Angst herauszubringen. Endlich versprachen wir ihm, uns noch ausdrücklich für ihn bei einem der französischen Aerzte verwenden zu wollen. Auf meine Anfrage wurde ich von einem Lazarethsoldaten nach einem Nebenzimmer geführt und als ich die Thüre öffnete, sah ich mehrere Aerzte versammelt. Offenbar hielten sie eine Berathung miteinander, sie sahen ernst und gedrückt aus. Kaum war ich eingetreten, als einer derselben, ein ehrwürdiger Herr mit weißem Haar und Bart, der in ihrer Mitte gestanden war, auf mich zukam, sein Käppi abzog und mit größter Höflichkeit nach meinem Begehr fragte. An der weißen Binde mit dem rothen Kreuze, die ich am Arme trug, hatte er wohl sogleich meine Aufgabe erkannt. Ich begab mich nun an's Radebrechen und

brachte meine Sache in französischer Sprache vor, so gut ich's vermochte. Mit großer Zuvorkommenheit erklärte der Arzt sich bereit mitzugehen, um selbst den Verwundeten zu beruhigen und für seine Unterbringung Sorge zu tragen. Das geschah denn auch, unser Schlesier fühlte sich durch die Liebenswürdigkeit des alten Arztes nun doch einigermaßen beruhigt und wir nahmen Abschied von ihm, um den Rückweg nach Floing anzutreten.

Zwischen umgestürzten Munitions- und Gepäckwagen, niedergerissenen Zäunen und getödteten Pferden hindurch suchten wir unsern Weg. Mein Fuß stieß dabei an einen Gegenstand, es schien ein Buch zu sein. Ich hob es auf, es war ein französisch-deutsches Wörterbuch. Der Besitzer desselben hatte wohl gehofft, es als Sieger in Deutschland gebrauchen zu können, aber diese Hoffnung war nun schmählich in die Brüche gegangen. Wir wanderten weiter über die Hochfläche zurück, da und dort stießen wir auf die Leichen von Menschen und Pferden, herrenlose Rosse jagten an uns vorüber. Plötzlich wird uns zugerufen, wir sehen auf und erblicken einen Karren mit einem Pferde bespannt und ein arm verschüchtert Bäuerlein dabei, das Fuhrdienste hatte leisten müssen und nun in der Dunkelheit mitten auf dem Schlachtfelde hielt, ohne zu wissen, wo ein und aus. Es hatte Angst, wenn es weiterfahre, am Ende mit Flintenschüssen begrüßt zu werden oder auf dem vielfach durchschnittenen Terrain zu verunglücken, und wir wußten ihm auch keinen andern Rath zu geben, als in Gottes Namen die Nacht über zu bleiben, wo es war.

Endlich nach mancherlei Kreuz- und Querwanderung kamen wir auf die Chaussee und auf derselben wohlbehalten nach Floing. Wir kamen in ein Haus, in welchem eine ziemliche Zahl Mitglieder unserer Colonne sich bereits Quartier gesucht hatten. Die Einen kochten sich etwas im Kamine, Andere hatten einen Eimer mit Bier aus dem Keller heraufgeholt und ihn zum allge-

meinen Gebrauche in die Mitte des Zimmers gestellt. Wieder Andere waren noch im Keller beschäftigt, um dort nach Lebensmitteln oder Bettzeug zu suchen, und ich weiß nicht mehr, war es an demselben Abend oder am folgenden Morgen, hinter einer ganzen Barrikade von Fässern und Bettzeug fanden sie in einem Winkel des Kellers einen alten Mann versteckt. Zitternd und verschüchtert kam er zum Vorschein, noch sehe ich ihn vor mir mit seinem ängstlichen Blick, seinem vergrämten Gesicht und den dünnen, um sein Haupt flatternden grauen Haaren. Er athmete ordentlich wieder auf unter den Versicherungen, daß er doch ohne Furcht sein möge, es werde ihm kein Leid geschehen. Was mag der arme Alte dort drunten in seiner Kellerecke ausgestanden haben, als die Kanonen- und Mitrailleusenkugeln über das Dorf wegsausten und der Kampf wiederholt durch die Straßen tobte! Was bringt nicht der Krieg für Elend, Schmerzen, Jammer und Angst über die Menschen. Wer ihn erlebt hat, ich meine, der müßte es erst recht verstehen, wenn im Gotteshaus um gnädige Bewahrung vor Krieg und sonstiger Noth gebetet wird und müßte viel ernstlicher mitbeten als Andere, die vom Kriegselend noch nichts inne geworden.

Auch wir, mein Freund B. und ich, hatten ein dünnes Unterbett gefunden, das breiteten wir in einer Ecke des Zimmers aus und legten uns darauf. Die paar Federn, die darin waren, hatten freilich die Bosheit, nach rechts und links von unsern armen müden Knochen auszuweichen und sie in fast unmittelbare Berührung mit dem harten Boden kommen zu lassen. Allein wenn der Hunger der beste Koch ist, so ist Müdigkeit das beste Bett, wir schliefen bald ein.

Und wir waren da eingeschlafen ohne Ahnung der herrlichen Erfolge, die an jenem ewig denkwürdigen ersten September errungen worden waren. Daß die Schlacht zu einem Siege unserer deutschen Truppen geführt hatte, wußten wir freilich. Wir hatten ja ge-

sehen, wie der Feind zurückgewichen und nach Sedan hineingeworfen worden war. Aber daß dort die ganze französische Armee eingeschlossen war mit allen ihren Generälen und Marschällen, ja mit dem Kaiser selber, und zwar eingeschlossen in einer Weise, daß kein Entrinnen mehr möglich war, ja daß der Kaiser schon seinen Degen übergeben hatte, das war uns völlig unbekannt. Erst am dritten Tage nach der Schlacht drang die Kunde von den großartigen Resultaten des Sieges in das stille Lazareth zu Floing, in dem wir arbeiteten, und der Jubelsturm der Siegesfreude über den Tag von Sedan, wo die strategische Meisterschaft unserer Heeresführer und die hingebende Tapferkeit und Ausdauer der deutschen Truppen einen so einzigartigen Erfolg errungen, war wohl schon daheim im lieben Deutschland über Stadt und Land gebraust, ehe wir, die wir doch so nahe dabei gewesen, nähere Nachricht erhielten und an der Siegesfreude über das ungeahnte Resultat auch unsern Antheil gewannen.

8. Kapitel: Im Schulhause von Floing.

Am Abend des 1. September war die Sonne dort bei Sedan über mehr als 2000 deutschen und 3000 französischen Todten untergegangen. Gegen 6000 deutsche und 14,000 französische Verwundete lagen in den Dörfern umher oder waren nach der Festung hineingebracht worden. Deutscher Seits war der großartige Sieg, Dank der vortrefflichen Führung, mit verhältnißmäßig leichten Opfern erkauft worden. Unter den auf so engem Raum zusammengedrängten Franzosen aber hatten die Granaten furchtbar gehaust. 5000 Todte, 20,000 Verwundete — das schreibt sich ja leicht hin. Aber was für ein entsetzlicher Ernst, was für eine Summe von Schmerzen und furchtbaren Kämpfen, von Thränen und Herzeleid und Sorge liegt darin

beschlossen! Da wandelt man auf dem Schlachtfelde zwischen den Todten dahin, und Jeder, der da liegt, trug doch seine eigene Welt im Herzen, Jeder sein eigenes Denken und Streben und Wünschen und Hoffen, Jeder seinen eigenen Glauben oder Unglauben, in Jedem spiegelte sich die Welt wieder in besonderer Weise. Nun ist's vorüber, mit einem Male, vielleicht in einem Augenblick vorüber! Und die Tausende, die da miteinander in die Ewigkeit treten — was ist aus ihnen dort drüben geworden? S'ist schön für's Vaterland zu sterben, gewiß, aber — es gibt doch nur einen Weg zur Seligkeit, das ist der Glaube an den, der gekommen ist die Sünder selig zu machen.

Ja da wandelt man über das Schlachtfeld und die Gedanken ziehen auch in die Heimath. Dort kommt nun die Siegesnachricht an, da läßt man wohl „die Glocken von Thurm zu Thurm durch's Land frohlocken im Jubelsturm." Aber wie zieht sich doch auch in so viel Tausenden die Seele krampfhaft zusammen bei der Frage: Wie wird's unsern Lieben ergangen sein, die dabei waren? Und dann kommen die Todesbotschaften und die Nachrichten, daß sie im fernen fremden Lande im Lazarethe schmachten — da bluten auch in der Heimath Wunden, die oft nicht mehr heilen.

Rühmt den Krieg, wie ihr wollt, und es ist ja wahr, daß er Gelegenheit zur Entfaltung glänzender Eigenschaften gibt, aber er bleibt doch eine Quelle unsäglichen Elends, er entfesselt im Kampfgewühl auch in den besten, sonst vielleicht weichsten Menschen eine — man kann es ja wohl sagen — fast thierische Leidenschaft, er zeigt den Menschen wohl auf der Höhe großer Fähigkeiten und großer Hingebung und doch ist er auch wieder eine tiefe Schmach für die Menschheit. Und dazu sind alle Bestrebungen der Menschen, ihn aus der Welt zu schaffen, vergeblich. Es liegt ja die Sehnsucht nach einem völligen Ruhen der Waffen, nach so einem allgemeinen Völkerfrieden tief in der Menschen-

brust. Wie Viele haben schon davon geträumt und geschwärmt und darnach gestrebt und haben gemeint, durch Verbreitung von Bildung und Culturfortschritt das schöne Ziel erreichen zu können. Vergeblich! Gerade unser Jahrhundert, das trotz seiner weitverbreiteten Bildung und seiner enormen Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten, trotz aller internationalen Congresse und Festverbrüderungen von Waffen geradezu starrt, ist der schlagendste Beweis dagegen. Den Menschen gelingt es nicht, jenen völligen Völkerfrieden herbeizuführen, nur Einem wird es gelingen, dem, der verheißen hat, wiederzukommen, der die Sünde abthun und damit den Frieden bringen wird. Möge er bald kommen, der große Friedefürst!

Und ein wunderlich Ding ist's doch eigentlich um die Menschen. Zuerst ist keine Ruhe, bis sie sich zu Tausenden todtgeschossen und verwundet haben, und dann macht man die größten Anstrengungen, wendet allen Scharfsinn und alle Hingebung auf, die Halbtodtgeschossenen wieder gesund zu machen. Und doch ist's ja wieder ein tröstlich Ding, daß dem Krieg, der Gottesgeisel, die der HErr solange von Zeit zu Zeit in die Hand nehmen wird, als es nöthig ist, und es wird solange nöthig sein, als Sünde in der Welt herrscht, daß dieser Gottesgeisel der Engel der barmherzigen Liebe nachzieht, um all die geschlagenen Wunden möglichst wieder zu heilen. Und dieser Engel that auch dort bei Sedan sein Werk.

Die Verwundeten waren fast sämmtlich noch am Abend der Schlacht geborgen worden. Während, wie schon früher bemerkt, die französischen Lazarethabtheilungen in Wörth mit ihrer Armee geflohen waren, blieben sie in Sedan miteingeschlossen und verrichteten auf dem Schlachtfelde emsig ihre Arbeit. Ihre Maulesel mit den Tragkörben an beiden Seiten, in denen je ein Verwundeter transportirt werden konnte, wurden dort fleißig benützt. So kam's denn auch, daß wir am 2. September keine Verwendung auf dem Schlacht-

felde selbst mehr fanden, sondern sogleich in die Lazarethe geschickt wurden. Da und dort wurde die Colonne in den Häusern von Floing, in denen Verwundete lagen, vertheilt. Ich kam mit noch einigen Sanitätern in's Schulhaus, das, weil auch zu bürgermeisteramtlichen Zwecken benützt, auch Mairie genannt wurde. Der große Schulsaal war ausgeräumt und völlig mit Verwundeten belegt. Franzosen und Deutsche, Thüringer und Schlesier lagen da in bunter Mischung untereinander, viel Elend auf einem engen Raum zusammengedrängt. Aber bei allen Schmerzens- und Todeskämpfen, die es da gab, war es doch eine Stätte des Friedens auf dem Platze, wo Tag's zuvor noch der Mord gewüthet hatte. Da schwieg der Hader und es bildete sich bald auch unter denen, die den gegnerischen Armeen angehörten, ein ganz gemüthliches und freundliches Verhältniß heraus. 5 Tage waren wir in jenem Lazarethe thätig und noch oft wandern meine Gedanken zu dem stillen Raume zurück, wo wir, wenig berührt von dem, was draußen vorging, unsre schöne Aufgabe erfüllen durften. Deutlich stehen mir noch einzelne der Verwundeten vor dem Auge. Vor Allem jener kleine Infanterist aus Südfrankreich, der mit Wunden förmlich bedeckt war. Er hatte einen Schuß durch die Brust, an dem er wohl sterben mußte, einen Bajonettstich am Arm, einen Schuß an der Hand, und an verschiedenen Stellen war er von Pferden getreten worden. Er konnte nicht gut liegen, da er auch auf dem Rücken eine Wunde hatte, so saß er denn meistens, mit seinem Mantel bedeckt, auf seiner Matraze an die Wand gelehnt. Auch für die kleinste Hilfeleistung war er dankbar und noch immer sehe ich den müden wehmüthigen Blick, mit dem er mich ansah und sagte: „O monsieur, j'en ai assez“, ich hab' mein Theil.

Nicht weit von ihm war ein anderer Verwundete, ein Preuße, der beständig mit dem Gesichte auf seinem Strohsacke lag. Fast kein Laut kam über seine Lippen,

keine Klage und keine Frage. Eine Kugel war ihm in den Hinterkopf eingedrungen und im Gehirne sitzen geblieben. Viel Schmerzen scheint er nicht gehabt zu haben. Er war wohl betäubt, sah auch nur ganz wenig mehr, obwohl seine Augen selbst völlig unverletzt waren, aber er hatte doch noch so viel Kraft sich manchmal zu erheben und hinauszugehen. Wir hatten nichts zu thun, als ihm kalte Wasserüberschläge auf den Kopf zu machen. Langsam ist der Tod zu ihm herangekommen. Ein anderer Preuße hatte einen Schuß an der Seite erhalten, die Kugel war aber an den Rippen hingeglitten und im Rücken stecken geblieben. Ein junger Arzt schnitt sie ihm heraus, und Thränen der Freude standen dem Soldaten im Auge, als er die Kugel in der Hand hielt. Der Arzt bat ihn, die Kugel für sich behalten zu dürfen, da es die erste sei, die er herausgeschnitten habe. Allein der Soldat wollte sie nicht hergeben, er glaubte, daß der, in dessen Leibe die Kugel gesteckt, doch ein größeres Anrecht auf sie habe, als der, der sie nur herausgeschnitten. Und lächelnd mußten wir ihm in dem Wettstreite Recht geben.

Auch eines Franzosen entsinne mich noch, der einen Streifschuß am Fuße hatte. Er war ein Pariser Kind und, wie es schien, ein ächtes. Mit allerlei Kissen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte, hatte er sich ein bequemes Lager zurechtgemacht, die Kaltwasserüberschläge über seinen Fuß thaten ihm wohl, gemüthlich drehte er sich dazu seine Cigaretten und paffte den Rauch weit in die Luft hinaus. Als ich ihn einmal lächelnd in seiner behaglichen Situation betrachtete, sagte er: „O mein Herr, man hat doch in Paris gar Vieles für die Verwundeten gesammelt, Orangen, candirte (verzuckerte) Früchte, gute Betten, Cigarren u. s. w., aber ich sehe ja gar nichts davon. Wie kommt das?“ Ich konnte ihn natürlich mit der Antwort beruhigen, daß ich bis jetzt auch nichts davon gesehen hätte.

Ja da lagen sie herum, die Einen still, entweder

die Schmerzen verbeißend oder wenig von Schmerzen heimgesucht, Andere jammernd und stöhnend. Im Ganzen schienen unsere deutschen Verwundeten ruhiger und gefaßter zu sein, während namentlich die jüngeren französischen Soldaten viel klagten, ihr jammerndes o la la, o la la klang oft wie ein wahres Geheule. Doch übermannte auch manchmal einen deutschen Verwundeten der Schmerz und preßte ihm laute Klagerufe aus, wie jenem schlesischen Jäger, der im Wundfieber gar oft sein ergreifendes „O Kinners, Kinners, Kinners, wie thut das weh!" hören ließ. Bin manchmal neben ihm gesessen und hab' ihn zu trösten gesucht, den armen Menschen, der neben den Schmerzen seiner Wunde auch durch starkes Heimweh gequält war. An solchen Schmerzenslagern fand man auch offene Ohren für den Trost, der von oben stammt. Andere wieder, die mit ihrer Verwundung besser dran waren, konnten lachend erzählen, wie's ihnen in der Schlacht ergangen war; so z. B. ein preußischer Unteroffizier, der gesehen hatte, wie ein Franzose auf ihn zielte, rasch hatte auch er sein Gewehr angelegt, um seinem Gegner zuvorzukommen, allein vergeblich. Er erhielt zuerst den Schuß, sprang hoch auf, überschlug sich und rollte in eine Vertiefung hinab, wo er das Bewußtsein verlor. — Da wollte Einer den Kaltwasserüberschlag erneuert haben, dort wurde ein Andrer chloroformirt, weil ihm das zerschossene Bein eingerichtet wurde, und in seinem betäubten Zustande fing er an, seine Rekruten zu schelten und Liedlein zu singen, daß man sich trotz alles Elends des Lachens nicht erwehren konnte. Am lebhaftesten aber wurde es gegen Abend, wenn das Fieber und die Schmerzen stiegen. Da rief's von allen Seiten: Kommt der Doktor noch nicht? Wie ein Verschmachtender nach einem frischen Trunk, so sehnten sie sich nach der — Morphiumeinspritzung, die ihnen auf ein paar Stunden ruhigen Schlaf und Befreiung von ihren Schmerzen brachte. Wenn der junge Arzt endlich erschien, wie

streckten sich da von allen Matrazen die Arme empor und die von ihren brennenden Wunden Geplagten konnten es kaum erwarten, bis das kleine Spritzchen ihnen die Haut durchstach und die ersehnte Linderung verschaffte. Da stehen noch in meinem Notizbuch eine ganze Reihe von Namen, viele französische darunter — was mag wohl aus all diesen Männern geworden sein?

Nachts hatten wir entweder die Nachtwache oder wir suchten uns auf dem Speicher des Schulhauses ein Nachtlager auf einem vakant gewordenen Strohsack. Aber durch das zerschossene Dach wehte oft ein recht kalter Wind, so daß wir in unserer leichten Kleidung zusammenschauerten. Ich weiß noch, wie ich mir einmal ein paar Säcke herbeiholte, die ich dort droben hatte liegen sehen, und sie einen um den andern über meine Beine zog, um nur etwas gegen die Kälte geschützt zu sein.

Manchmal durften wir auch das Lazareth mit seinem namentlich im Anfang fast unerträglichen Blut- und Eitergeruch auf eine Stunde verlassen, um frische Luft zu schöpfen. So wurden wir einmal, es war gleich am ersten Tage nach der Schlacht, in der Straße des Dorfs versammelt und unser Baron machte uns die Mittheilung, daß unsere Thätigkeit auf dem Schlachtfelde auch bei dem Hauptquartiere volle Anerkennung gefunden habe. Daß wir bis in den Kugelregen vorgedrungen, hatte uns doch wieder bei den hohen Herren einigen Respekt verschafft. Wie wir hörten, hatten auch die Berliner Turner, die unserer Colonne angehört hatten, aber einige Tage vor der Schlacht von uns getrennt und dem 5. Armeecorps zugewiesen worden waren, die Kugeln nicht gescheut und Einer derselben war sogar am Fuße verwundet worden. Wir freuten uns der uns zu Theil gewordenen Anerkennung, die ja namentlich auch eine Genugthuung für unsern verehrten Baron sein mußte, der so treulich für uns eingestanden war und manchen Widerstand, den man unserm Weitermarschieren entgegenstellte, überwunden hatte.

Ein ander Mal sah ich einen langen Zug von Gefangenen durch's Dorf marschieren, Turko's und Zuaven und sonstige Waffengattungen, aber zum Theil schon in ziemlich herabgekommenem Zustand, Viele stumpf und theilnahmlos, Viele aber auch gedrückt und unmuthig vor sich hinschauend. Was war aus der vielgerühmten tapfern, in ihrer äußeren Erscheinung so glänzenden Armee des französischen Kaiserreiches geworden! Zu Zehntausenden wurden sie dahingeführt, furchtbar gedemüthigt, das Leid um die Schmach ihres Vaterlandes im Herzen, den Fluch über die unfähigen oder nach ihrer Meinung verrätherischen Generäle auf den Lippen. In einer Masse geriethen sie in Gefangenschaft, wie es die Weltgeschichte noch nie gesehen. Aber wir sollten noch Anderes, Unvergeßlicheres sehen. Es war wohl am dritten Tage nach der Schlacht, daß ein Soldat zu uns hereinstürmte und uns zurief, doch rasch hinauszukommen, der Kaiser Napoleon werde vorbeigeführt. „Der Kaiser Napoleon? Sie sind nicht gescheidt, wo soll der herkommen?" „Ei wissen Sie denn nicht, daß er mit der französischen Armee gefangen wurde?" „Keine Silbe bis jetzt." „Eilen Sie, sonst sehen Sie ihn nicht mehr!" Wir eilen hinaus, da fährt eben die geschlossene Chaise vorüber, in welcher der Kaiser sitzt. Eine Anzahl französischer Generäle reitet mit. Der Zug ist an der Spitze und am Schluß von preußischen Husaren eskortirt. So geht's nach Belgien hinüber zur nächsten Bahnstation und von da zur Wilhelmshöhe. Den Kaiser selbst konnte ich nicht mehr sehen. Aber tief erschüttert stand ich dort und sah dem Zuge nach. Soweit war's also gekommen mit dem gewaltigen Herrscher, vor dem Europa gezittert hatte, an dessen Lippen Krieg und Frieden hing! Wieviel Kriege hatte dieser Mann heraufbeschworen, wieviel vergossenes Blut, wieviel Jammer und Elend stand auf seiner Rechnung. Noch einmal wollte er, um seinen Thron zu stützen, dem Ehrgeize seines Vol-

kes, den er selber immer aufgestachelt, die furchtbaren Kriegsopfer bringen, aber mit ungeahnter, niederschmetternder Gewalt entlud sich das Unheil, das er herbeigeführt, über seinem eigenen Haupte. Da zog er hin, besiegt, gefangen, gestürzt, gerichtet. Wer hier Gottes Hand nicht sieht, der muß blind sein!*) Welch ernste Mahnung aber auch für unser liebes deutsches Volk, dem starken Helfer da droben dankbar zu bleiben und den gewaltigen Richter zu fürchten und seine Gebote heilig zu halten!

In jenen Tagen suchte ich auch einmal einen Freund auf, der in der Nähe des Schulhauses, ich glaube es war in einem Stalle, ganz allein eine Anzahl schwer Verwundeter zu versorgen hatte. Er erzählte mir, daß er an einem Abend gänzlich erschöpft zwischen zwei Verwundeten niedergesunken und eingeschlafen sei. Als er aufwachte, lag er mit seinem Kopfe auf — einem Todten. Ein schauerliches Kopfkissen. Der eine jener beiden Verwundeten war inzwischen gestorben. „C' est la guerre“, das ist der Krieg, das war ein oft in den Lazarethen gehörtes Wort.

Auch auf das Schlachtfeld bei Floing bin ich noch einmal für ein paar Augenblicke gekommen. Ich wanderte die ziemlich steile Straße hinan, an der sich Häuser und von Mauern eingeschlossene Gärten bis zu jener Hochfläche hinziehen, auf welcher die früher erwähnten Reiterangriffe stattgefunden hatten. Ich merkte da, was für eine kühne zähe Tapferkeit auf

---

*) Ein preußischer Oberst hat am 2. September 1870 denselben Gedanken, nur in etwas kräftigerer Weise, ausgesprochen. Als am Abend dieses Tages in Pont à Mousson bei Metz etwa 6—8000 Soldaten versammelt waren und von einem Balkon aus die Mittheilung empfingen von dem Sieg von Sedan und der Gefangennahme Napoleons, da trat jener Oberst vor und rief mit lauter Stimme: „Soldaten, wer nach solchen Ereignissen nicht an einen Gott glaubt, den erkläre ich hiemit für einen Hundsfott.“ Die Soldaten antworteten mit Anstimmung des Liedes: „Nun danket Alle Gott.“

deutscher Seite nöthig war, um die Massen der französischen Truppen aus dem Dorfe und von jener Anhöhe zu verjagen. Aber die Soldaten vom 5. und 11. Armeecorps, die bei Wörth so tapfer gefochten, hatten auch hier ihre Schuldigkeit gethan. Am Rande der Hochfläche lagen noch viele Todte, Preußen und Franzosen in bunter Mischung. Dazwischen zerfetzte, blutige Uniformstücke, Tornister und Helme, Säbel und namentlich viele Kartuschen von Mitrailleusen. Da und dort hob man Gräber aus, aus der Ferne starrten die rauchgeschwärzten Mauern einiger zusammengeschossener Häuser empor. Abscheulich sahen die aufgedunsenen Pferdecadaver aus mit den starr ausgereckten Beinen, auf den Maaswiesen unten tummelten sich ganze Schaaren herrenloser Pferde herum. Es war stille geworden auf dem weiten Felde, auf dem der Kampf mit so furchtbarer Gewalt getobt hatte. Ich hatte nicht lange Zeit, mich umzusehen und wandte mich zum Schulhause zurück. Beim Heimgang fiel der Blick auf einen andern, hinter Floing gelegenen Hügel, wo der Kommandant des 11. Armeecorps, General von Gersdorff, gefallen war. Dort droben den Gang des Gefechtes verfolgend, war er von einem Infanteriegeschoß tödlich durch die Brust getroffen worden. Bewußtlos sank er vom Pferde; als das Bewußtsein wiederkehrte, betete der fromme Held: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir, wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür", u. s. w. Bald darauf begann er das Lied: „Mach's mit mir Gott nach deiner Güt'." Da er die weiteren Worte in seiner Schwäche nicht mehr fand, bat er die Umstehenden, ihm darauf zu helfen. Ein Husar sagte: „Excellenz meinen wohl das schöne Lied: Was Gott thut, das ist wohl gethan?" „Nein, nein", antwortete er, „Ihr wißt auch gar nichts, es ist viel schöner; o ich freue mich daran, es fehlen mir nur die Worte." Er meinte das Lied:

Mach's mit mir Gott nach deiner Güt',
Hilf mir in meinem Leiden.
Was ich dich bitt', versag mir nit:
Wenn sich mein' Seel' soll scheiden,
So nimm sie, HErr, in deine Händ'!
Ist Alles gut, wenn gut das End'.

Am 13. September erlag der fromme General seiner Wunde. Den schönen Soldatentod, den er sich immer gewünscht, hatte er gefunden.

Am 6. September mußte sich unsere Colonne auf Anordnung des Barons versammeln und zwar mit Sack und Pack. Wir rückten von Floing ab mit der Aussicht unsere Kriegsfahrt zu beendigen und in die Heimath zurückzukommen. Viele der leichter Verwundeten waren inzwischen schon evakuirt worden, für die Zurückbleibenden trafen weibliche Kräfte ein, die sich ja besser zur Krankenpflege eignen. Außerdem zeigten sich in unsern Reihen Symptome von Erschöpfung und von Krankheiten. So viel ich weiß, sind zwei Mitglieder des pfälzischen Theils unserer Colonne späterhin in Folge der Strapazen am Nervenfieber gestorben, andere hatten lange mit schleichenden typhösen Krankheitserscheinungen zu thun. Es schien daher nicht gerathen, die Colonne bei ihrer mangelhaften sommerlichen Ausrüstung länger den Unbilden der herbstlichen Witterung auszusetzen. Und dazu kam noch, daß nach Gefangennahme des letzten beträchtlichen Theiles der französischen Armee und des Kaisers selber der Krieg seinem Ende nahe erschien. Daß Frankreich noch so zähen Widerstand leisten werde, hatten damals wohl Wenige erwartet. So schieden wir denn von der Stätte, die uns mit Allem, was wir dort erlebt, unauslöschlich in der Erinnerung bleiben wird, um den Weg in die Heimath anzutreten.

9. Kapitel:

Heimwärts.

Von meiner ganzen Kriegsfahrt ist mir am

wenigsten der Heimweg im Gedächtniß geblieben. Auch Aufzeichnungen habe ich mir keine gemacht. Woher das kam? Wahrscheinlich daher, daß ich mich ziemlich müde und erschöpft fühlte. In meiner linken Handfläche hatte sich eine starke Eiteransammlung gebildet, durch das viele Bücken und Knieen bei Verabreichung der Kaltwasserüberschläge, wie sie in den preußischen Lazarethen üblich waren, und durch die Nachtwachen und mangelhaften Nachtlager waren die Kräfte doch tüchtig in Anspruch genommen worden. Daher mags kommen, daß die Erlebnisse der letzten Tage unser Campagne sich weniger lebhaft dem Gedächtnisse einprägten und das letzte Kapitel dieser Kriegserinnerungen nur noch Weniges und Dürftiges dem Leser zu bieten hat.

Ich weiß nur noch, daß wir, nachdem wir Floing verlassen, durch Gaulier marschierten, wo schwarze ausgebrannte Mauern uns entgegenstarrten. Bald waren wir in Sedan. Dort zeigten sich noch deutliche Spuren der Schlacht, eine Masse von militärischen Ausrüstungsgegenständen fuhr noch in den Festungsgräben und den Straßen herum, zerbrochene Munitionswagen und zerschossene Dächer kamen uns zu Gesichte, Schmutz und Unordnung und Zerstörung überall. Am Ausgange der Festung war eine fast unübersehbare Menge von erbeuteten Kanonen und Munitionswagen in langen Reihen zusammengestellt worden. In den Straßen der Stadt trieben sich viele französische Sanitätssoldaten herum. Dieselben hatten bei ihren Lazarethen zurückbleiben müssen, während die übrigen Theile der gefangenen Armee sich bereits auf dem Wege nach Deutschland befanden. In Sedan hielten wir uns jedoch nicht lange auf, sondern marschirten nach dem nahen Donchery hinüber. Dort blieben wir über Nacht. Mit einigen Freunden hatte ich mein Quartier in einem kleinen Bauernhause am Eingang des Dorfes, vielleicht war es dasselbe, vor dem am 2. September Napoleon III. und Bismarck die welthistorische Unterredung hatten.

Am nächsten Morgen wurde uns eröffnet, daß die Colonne über Belgien den Heimweg antreten solle. Doch sollten noch einige der Sanitäter in den Lazarethen von Frenois für einige Tage aushelfen. Es fanden sich sofort mehrere, die sich freiwillig dazu erboten, und so marschirten wir denn, ein kleines Häuflein, nochmals zur Pflege Verwundeter ab. In Frenois lagen hauptsächlich verwundete Bayern, deren beide Corps ja in der Schlacht, wo sie sich in Bazeille und Balan förmlich in die Franzosen hineingebissen hatten, unter allen mitkämpfenden Truppen die stärksten Verluste erlitten hatten.

In Frenois selbst wurde ich mit noch einem andern Mitgliede unserer Colonne in das dortige Schloß commandirt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es das vielgenannte Schloß Bellevue, in welchem Kaiser Wilhelm mit Napoleon am 2. September die so berühmt gewordene Zusammenkunft hatte. Nachdem der französische Kaiser schon am Tage der Schlacht dem deutschen Kriegsherrn sich gefangen gegeben hatte, wünschte er bekanntlich eine Unterredung mit demselben. Sie wurde ihm gewährt unter der Bedingung, daß zuvor die Capitulation abgeschlossen sei, und nachdem dies geschehen, trafen die beiden Herrscher in dem genannten Schlosse zusammen. Wie furchtbar gedemüthigt stand dort der welsche Gewalthaber vor seinem Gegner, der Mann, der seinem Gesandten nach Ems den Auftrag hatte schicken lassen, den König von Preußen zu brüskiren, zu beleidigen, damit man einen Grund zur Kriegserklärung erlange! Wie schmählich waren seine Anschläge zu Schanden geworden, wie hatte er, der vorher gleich seinem Oheim Napoleon I. selbst die Welt zu regieren glaubte, es mit niederschmetterndem Ernste erfahren müssen, daß doch ein Anderer im Weltregimente sitzt! Das sind Thatsachen, das ist, um Kaiser Wilhelms Worte nochmals zu gebrauchen, eine „Wendung" gewesen, so deutlich „durch Gottes Fügung" herbeigeführt, daß

sie immer und immer wieder unserm l. deutschen Volke in die Erinnerung zurückgerufen werden muß, damit es sich hüte vor Selbstüberhebung und Gottlosigkeit und Gottesleugnung. Wie edelmüthig und mit welch zarter feinfühlender Rücksicht hat aber auch Kaiser Wilhelm seinen unglücklichen Gegner dort im Schlosse von Frenois behandelt und welch tiefen Eindruck hat jene Begegnung auf ihn gemacht! Er schrieb ja damals an seine Gemahlin: „Welch ein ergreifender Anblick, der der Begegnung mit Napoleon. Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben . . . Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir Beide waren sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben."

Wir hörten freilich damals nichts von dieser Kaiserbegegnung. Im Schlosse selbst lagen kranke und verwundete Offiziere, und auch die Oekonomiegebäude in der Nähe waren gänzlich mit Verwundeten gefüllt. Da gab's noch Arbeit genug, so daß die daselbst beschäftigten Aerzte wenig Zeit zu Erzählungen übrig hatten. Ich selbst hatte meine Zeit hauptsächlich einem schwer kranken preußischen Offiziere zu widmen, der aber durch seine wahrhaft rührende Höflichkeit mir meine Arbeit sehr erleichterte. So hatte ich Zeit, in jenen Tagen auch einmal einen Blick in eines der größeren Lazarethe von Frenois hineinzuwerfen. Da kam mir aber ein außerordentlich starker Carbolgeruch entgegen, wie ich ihn von den preußischen Lazarethen her gar nicht gewöhnt war. Es ist ja möglich, daß ich mich irre, aber es kam mir so vor, als ob die Behandlungsweise der Wunden in den preußischen Lazarethen eine andere gewesen sei als in den bayerischen. Dort wurden wir fast lediglich angewiesen, Kaltwasserüberschläge über die Wunden zu machen. Dadurch wurden die Schmerzen geringer, die Wunden eiterten weniger, heilten aber wahrscheinlich

auch langsamer. In den bayerischen Lazarethen aber wurde offenbar viel mit Carbol hantirt und das Jammern der Verwundeten schien mir stärker zu sein. Doch, wie gesagt, es sind nur flüchtige Wahrnehmungen gewesen, für die ich nicht mit voller Bestimmtheit eintreten kann.

Bald bekam ich nun den Auftrag, einen Transport von Leichtverwundeten nach Belgien an die nächste Bahnstation zu geleiten und damit war auch mir Gelegenheit geboten, in die Heimath zurückzukehren. Es war eine ziemlich lange Reihe von Leiterwägen und Karren, auf denen die Verwundeten transportirt wurden. Der Weg führte uns durch eine waldige Gegend. Als wir nicht mehr weit von der Grenze waren, sahen wir unfern des Weges zwischen Felsen und Bäumen eine Art von Laubhütten errichtet. Menschen bewegten sich um sie her, Feuer loderte, da wurde gekocht und Wäsche hing zum Trocknen auf, Vieh und Wagen standen umher. Aber es war kein fröhlich Fest, das man unter diesen Laubhütten feierte, es waren vielmehr Landleute aus der Umgebung von Sedan, die sich dorthin geflüchtet hatten. Dort im Walde hatten sie eine Zuflucht gesucht vielleicht mit dem Gedanken, falls sie auch hier nicht ungestört bleiben sollten, die nahe Grenze rasch überschreiten zu können. Es war zwar auffallend, daß die Leute noch nicht in ihre Dörfer zurückgekehrt waren, da ja schon eine geraume Zeit seit der Schlacht vergangen war. Möglicherweise sind es Einwohner von Bazeille gewesen. Denn was sollten die zurückkehren, da ihr Dorf fast gänzlich in Trümmern lag?

Als wir an der Grenze ankamen, erschienen belgische Soldaten, die eine genaue Durchsuchung der Wagen veranstalteten. Manche unserer Sanitäter, die von Donchery her unterwegs zu unserm Verwundetentransporte gestoßen waren, hatten sich zur Erinnerung an ihre Kriegsfahrt Yatagans, Pistolen oder Karabiner vom Schlachtfelde mitgenommen und in Erwartung der Untersuchung hatten sie dieselben sorgsamlich unter das Stroh,

auf dem die Verwundeten saßen, versteckt. Allein die belgischen Spürnasen kamen dahinter und mit triumphirendem Lächeln wurden die Schätze hervorgezogen. Natürlich mußten dafür die wackeren belgischen Krieger manches Scherzwort über die ungemein so tapfer errungene Kriegsbeute hören. Gegen Abend kamen wir nach Bouillon, jenem durch den tapferen Helden des ersten Kreuzzugs und nachmaligen König von Jerusalem berühmt gewordenen Städtchen. Es liegt außerordentlich malerisch, von einem ausgedehnten Schlosse überragt. Dort angekommen, mußte es meine erste Sorge sein, nach einer Unterkunft für meine Verwundeten zu sehen. Sie wurden denn auch in den schönen, großen Sälen und Gängen des Schlosses, wo bereits ein Johanniterdepot errichtet war, auf Stroh gebettet. Ich hatte aber in der Eile und in der Sorge für die Verwundeten meinen Tornister, den ich mir von Sedan als Kriegserinnerung mitgenommen und worin ich einige auf dem Schlachtfeld aufgelesene Kleinigkeiten wie Patronen, eine Mitrailleusenkartusche u. dgl. sammt meinen sonstigen Habseligkeiten geborgen hatte, an einem Wagen hängen lassen und als ich ihn später holen wollte, war er gestohlen. So bin ich, arm wie Hiob, aus dem Kriege heimgezogen, und wenn ich nicht den allen Mitgliedern unseres Hilfscorps eingehändigten, vom Fürsten Pleß, dem Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege, unterzeichneten Schein gehabt hätte, der zur freien Heimfahrt auf der Bahn berechtigte, so hätte ich nicht gewußt, wie heimkommen. Für den Verlust entschädigte mich aber einigermaßen die Freundlichkeit der Castellanfamilie, in deren gemüthlichem Thurmzimmerchen ich eine wohlthuende Stunde zubringen durfte.

Am folgenden Tage ging der Zug weiter zur nächsten Bahnstation, Libramont. Dort wurden die Verwundeten eingeladen und bald führte uns die Bahn durch die Nacht der deutschen Grenze zu. Wo aber unterwegs der Zug hielt, öffnete sich der Schieber des Gepäckwagens, in dem wir uns befanden, und Massen

von Liebesgaben wurden hereingereicht, Obst aller Art, Bier, Cigarren, Wurst u. s. w., und wir hatten nur mit allem Ernste zu wehren, daß sich nicht unsere Verwundeten durch Genuß all dieser verschiedenen Herrlichkeiten den Magen verdarben. Namentlich in Lüttich war es, daß ein Herr förmlich in unseren Wagen hereingesprungen kam und alle Hände voll austheilte. Er stellte sichuns als Deutscher vor und man sah's dem Manne an, wie wohl es ihm that, seinen Landsleuten Liebe erzeigen und in jener großen Zeit auch etwas für sein Vaterland thun zu können. In Aachen wurde dann der Verwundetenzug von andern Hilfskräften übernommen und wir konnten nun ohne weiteren Aufenthalt der Heimath zueilen, die denn auch mit Gottes Hilfe bald und glücklich erreicht wurde.

So war nun unsre Kriegsfahrt zu Ende. Hatte sie auch nur kurze Zeit gewährt, wir waren doch froh und dankbar dafür und sie bleibt uns eine überaus werthvolle Erinnerung. Gab sie uns doch einen unmittelbaren Einblick in das Kriegsleben, durften wir doch Augenzeugen der über alles Lob erhabenen deutschen Tapferkeit und Hingebung sein, der glänzenden Heeresleitung und der in allen Theilen so bewundernswerth zusammenwirkenden Thätigkeit des gewaltigen Heeresorganismus! Und hatten wir doch auch Gelegenheit gehabt, wenn auch in bescheidenem Maße, an der Linderung des Kriegselendes mitzuhelfen. Wir hatten den Beweis liefern dürfen, daß solche freiwilligen Sanitätscolonnen im Kriege durchaus am Platze sind; man hatte sich davon, wie schon früher angedeutet, auch in den maßgebenden Kreisen überzeugt. Nur eine sorgfältigere Auswahl der Kräfte, eine bessere Vorübung, Ausrüstung und Gewöhnung an militärische Disciplin thut noth, und mit Freuden ist es darum zu begrüßen, daß dies jetzt allenthalben erstrebt und den fast in allen namhafteren Städten Deutschlands gebildeten Hilfscorps auch von staatlichen und militärischen Behörden Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Mit begreiflicher Spannung verfolgten wir nun in der Heimath noch die weiteren Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze und hörten mit Jubel, wie ein Sieg um den andern noch erfochten und ein Ruhmesblatt um das andere noch in die Geschichte unsers deutschen Volkes eingeflochten ward. Wie wurde der französische Aar, so oft er sich auch noch zu erheben suchte, vom deutschen Adler mit gewaltigem Flügelschlag zu Boden geschmettert, bis endlich das gedemüthigte Frankreich sich zum Frieden verstand.

Als Moses, der Mann Gottes, an der Grenze des gelobten Landes von seinem Volke Abschied nahm, da vermahnte er dasselbe auf's eindringlichste, daß sie ja nicht vergessen sollten all der Geschichten, die ihre Augen gesehen hatten und der Zeichen und mächtigen Hilfe, die der HErr an ihnen gethan, und ihren Kindern und Kindeskindern sollten sie es kundthun, auf daß sie demüthig blieben vor dem HErrn und seiner Gebote nicht vergäßen und in seinen Wegen wandelten. Möge auch unser liebes deutsches Volk nicht vergessen, was der HErr im Kriege von 1870 und 71 Großes an ihm gethan und dankbar bleiben und ihm allezeit die Ehre geben! Möge es die gewaltigen Lehren nicht vergessen, die der HErr ihm damals gegeben: einerseits daß Hochmuth vor dem Fall kommt und Gottentfremdung den Gottesgerichten entgegentreibt, und anderseits, daß Gottesfurcht und Mannestüchtigkeit durch des HErrn Hilfe zu herrlichen Erfolgen führen. Wir schließen mit einigen Worten aus dem Armeebefehl, welchen General von Treskow, der Belagerer von Belfort, an seine Soldaten erließ: „An euren Kämpfen werden dereinst junge Soldaten den Krieg studiren; sie werden bewundern, was ihr gethan. Und wenn sich an uns der Spruch bewährt: der Muthige besiegt die Welt, so wollen wir doch nicht vergessen, wie Gott uns unaussprechlich gnädig gewesen, wie er uns so oft in großen Gefahren geschützt, unsere Gegner häufig geblendet, unserm vielfach verwegenen Handeln einen besondern Erfolg geschenkt hat."

Hoffmann, Theodor

Von Weißenburg bis Sedan Kriegserinnerungen eines freiwilligen Sanitäters.
Von Theodor Hoffmann

Karlsruhe 1890